

Rüdiger Bertram

REPEAT!

Rüdiger Bertram

REPEAT!

**Die total verrückte
Zeitschleife**

Mit Illustrationen von Jan Saße

1. Kapitel

»Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät! Ausgerechnet heute!«

Ich schrecke hoch.

Meine Mutter steht vor meinem Bett und hält ihr Handy in die Höhe, sodass ich auf dem Display die Uhrzeit sehen kann: Es ist kurz vor acht.

Mist!

Mist!

MIST!

Ich habe verpennt. Ausgerechnet heute. Ich verstehe das gar nicht. Ich hatte mir doch extra den Wecker gestellt, damit das auf keinen Fall passiert.

Und jetzt ist es doch passiert.

Schnell springe ich aus dem Bett und schnappe mir meine Sachen, die ich mir gestern Abend schon

zurechtgelegt hatte. Ich ziehe mir den Schlafanzug aus und schlüpfte in meine Hose, Unterhose, Schuhe, Socken, Jacke, Pullover ...

Halt!

Halt!

HALT!

Umgekehrt natürlich!

»Ganz ruhig, Samir!«, versuche ich mich zu beruhigen.

Wenn man hektisch ist, macht man Fehler, und die kosten Zeit.

Zeit, die ich nicht habe.

»Erst Unterhose, dann Hose. Erst Socken, dann Schuhe. Erst Pullover, dann Jacke«, sage ich mir leise vor, damit ich nicht wieder durcheinanderkomme.

Ich hüpfte durch den Flur, damit ich mir



gleichzeitig die Schuhe zubinden kann, und rufe meinen Eltern zu: »Frühstück muss leider ausfallen, ich habe es eilig!«

Und WUMMS! schmeißt es mich hin, weil ich über meine Schnürsenkel gestolpert bin. Die untere Hälfte von mir liegt im Flur, die obere ist in der Küche gelandet.

Meine Eltern sitzen am Frühstückstisch und können sich vor Lachen kaum halten. Mein Vater verschluckt sich sogar an seinem Kaffee und spuckt ihn einmal über den gedeckten Tisch, worüber meine Mutter noch mehr lachen muss. Die beiden kriegen sich gar nicht mehr ein, und ich habe keine Ahnung, was daran so komisch ist, wenn sich ihr einziger Sohn auf die Nase legt. Sie sollten lieber Mitleid mit mir haben und mir anbieten, mich mit einem Helikopter zur Schule zu bringen, damit ich es doch noch pünktlich schaffe.

Das ist nämlich meine einzige Chance, an diesem wichtigen Tag nicht zu spät zu kommen.

»Was bitte ist so lustig?!«, frage ich, während ich aufstehe und darauf achte, nicht ein zweites Mal über meine Schnürsenkel zu stolpern. Ich will schließlich

nicht schuld daran sein, wenn sich meine Eltern beim Frühstück über mich totlachen und ich dann eine arme Waise bin.

»Gar nichts, mein Großer«, sagt mein Vater, als er sich wieder etwas beruhigt hat. »Es ist nur so ...«

Aber bevor er weitersprechen kann, fängt er wieder an zu lachen, so doll, dass er kaum noch Luft bekommt.

»Schau mal nach da oben.« Meine Mutter zeigt auf die Küchenuhr, die an der Wand hängt. Der große Zeiger steht kurz vor der Zwölf und der Kleine auf der Sieben.

»Da ist unsere Küchenuhr, und?«, frage ich. »Die hängt da rum und bringt mich jetzt auch nicht mehr rechtzeitig zur Schule. Ist ja kein Zeitloch oder so.«

»Guck doch mal genauer hin«, sagt mein Vater, und es dauert einen Moment, bis ich kapiere, dass die Uhrzeit auf dem Handy meiner Mutter gefakt war und es gerade erst kurz vor sieben ist.

Und das bedeutet: Das war alles nur ein schlechter Scherz meiner Eltern. Ich habe gar nicht verschlafen.

Und wie zur Bestätigung klingelt jetzt auch der Wecker in meinem Zimmer, den ich auf genau fünf vor sieben gestellt hatte.

»Jetzt mach doch nicht so ein Gesicht«, sagt meine Mutter und grinst. »Das war komisch.«

»War es nicht«, widerspreche ich sauer.

»War es doch, du hättest dich sehen sollen!«, sagt mein Vater. »Und jetzt ziehe dir Jacke und Schuhe wieder aus, setz dich hin und frühstücke in Ruhe. Aber pass auf, dein Müsli hat ein bisschen was von meinem Kaffee abbekommen.«

»Wir hätten dich an so einem wichtigen Tag niemals verschlafen lassen«, sagt meine Mutter. »Für wen hältst du uns?!«

»Für Leute mit sehr, sehr schlechtem Humor«, brumme ich. »Das war nicht komisch!«

»Ein bisschen schon«, erwidert mein Vater, und meine Mutter sagt: »Ein bisschen sehr sogar.«

Schlimmer als Eltern, die keinen Humor haben, sind Eltern, die glauben, sie hätten welchen.

Ich weiß, wovon ich rede.

Nachdem ich meine Jacke und die Schuhe ausgezogen habe, setze ich mich an den Tisch, um zu frühstücken. Zeit habe ich ja jetzt genügend, wenn meine Eltern die

Küchenuhr nicht auch noch umgestellt haben. Zuzutrauen wäre es ihnen.

Ich schmiere mir einen Toast mit Butter, dann greife ich nach der Erdbeermarmelade. Aber als ich meine Hand ausstrecke, schüttelt mein Vater fast unmerklich den Kopf und zeigt mit seinem Kinn auf meine Mutter, die sich gerade ein Marmeladenbrot geschmiert hat.

»Was haltet ihr von dem Spruch: Kommt Zeit, kommt Bart?«, fragt sie uns. »Ist mir heute Nacht eingefallen, ich finde den lustig.«

Dann beißt sie von ihrem Brot ab und schreit:
»IHFFF! Was ist das denn?!«

»Nicht alles, was rot ist, ist auch Marmelade. Manchmal sind es pürierte Tomaten aus der Dose!«, ruft mein Vater und fängt laut an zu lachen. Meine Mutter lacht nicht, sondern greift nach einem Teelöffel. Sie steckt ihn in das Glas, in dem mein Vater die Marmelade gegen die Tomatensoße ausgetauscht hat, und schnippt ihm die Ladung genau auf die Nase.

Hilfe, holt mich hier raus!



Meine Mutter und mein Vater sind die peinlichsten Eltern, die man sich vorstellen kann. Immerhin hat das den Vorteil, dass es bei uns nie langweilig wird. So wie heute Morgen am Frühstückstisch, wo sich die beiden gegenseitig mit pürierten Tomaten beschießen. Ich verschanze mich hinter der Tageszeitung, damit mein Pulli keine Flecken bekommt. Das kann ich echt nicht gebrauchen, nicht an so einem wichtigen Tag wie heute.

»Ich muss los«, rufe ich, weil es jetzt wirklich Zeit ist. Meine Eltern unterbrechen ihre Tomatenschlacht, um

mich zu verabschieden. Meine Mutter will mich umarmen, aber das lasse ich nicht zu, weil ihr Gesicht voller roter Soße ist. Und weil die Finger meines Vaters nicht besser aussehen, verzichte ich auch auf den Handschlag, den er mir anbietet.

»Viel Glück dir! Wir denken an dich!«, sagt meine Mutter, und mein Vater sagt: »Keine Ahnung, woher du dein Talent für Naturwissenschaften hast. Von uns jedenfalls nicht.«

Und das stimmt. Ich bin in Naturwissenschaften wirklich gut, während meine Eltern mehr so die Künstler sind. Meine Mutter erfindet lustige Texte für Grußkarten und die Sprüche, die man auf den Zetteln im Inneren von Glückskekse findet. Bescheuerte Sätze wie: Ente gut, alles gut. Oder: Alles neu macht der Hai.

Oder wie vorhin: Kommt Zeit, kommt Bart.

Mein Vater arbeitet im Krankenhaus, aber nicht als Arzt oder Pfleger, sondern als Clown. Er sorgt dort auf den Stationen dafür, dass die Leute auch mal lachen können und für einen kurzen Augenblick vergessen, dass sie krank sind. So werden sie schneller gesund, als wenn sie die ganze Zeit nur daran denken, wie schlecht

es ihnen geht. Manchmal erzählt er abends von den Menschen, die er bei seiner Arbeit trifft. Zum Beispiel von Zoe, einem Mädchen, das im Krankenhaus liegt und schwer krank ist.

Ich lasse das Tomatenmassaker in der Küche hinter mir zurück, ziehe meine Jacke und die Schuhe wieder an und schnappe mir den Karton mit den Sachen, die ich heute brauche.

»Viel Glück!«, ruft mir jetzt auch mein Vater hinterher, und meine Mutter bittet mich: »Und heute Abend erklärst du uns das alles noch mal ganz in Ruhe, was du da heute bei dem Wettbewerb machst. Aber bitte kein Fachchinesisch, damit auch wir es kapieren. Versprochen?«

Ich habe es ihnen bestimmt schon hundertmal erklärt, dabei ist es ganz einfach zu verstehen.

Alles, was ich heute tun werde, ist, eine Rakete möglichst hoch in den Himmel zu jagen.

2. Kapitel

Für den Bau meiner Rakete benötige ich keinen besonderen Treibstoff und auch keine Abschussbasis irgendwo in einer abgelegenen Wüste. Ich brauche nur zwei leere Wasserflaschen aus Plastik (1,5 Liter), einen Bogen Karton (DIN A3, rot, die Farbe ist aber eigentlich egal), einen Trinkhalm, einen dünnen Metallstab, eine Wäscheklammer, einen Korken, einen alten Fahrradschlauch, eine Luftpumpe, ein bisschen Kordel und Werkzeug. Aber da reicht ein Handbohrer, ein Teppichmesser, eine Schere und eine Zange.

Das ist schon alles, und das passt locker in den Pappkarton, den ich unter dem Arm trage, während ich die Treppe runterlaufe, um mein Rad aus dem Hof zu holen. Ich schließe es auf und schiebe es durch den Hausflur raus auf die Straße.

»Es ist völlig egal, ob du heute gewinnst oder verlierst!



Haupt-
sache, du hast
Spaß!«, brüllt mein
Vater so laut, dass die ganze
Straße es hören kann. »Das
ist überhaupt das Wichtigste:
Spaß zu haben!«

Er hat sich weit aus dem Fenster gebeugt, damit er mir zum Abschied noch mal winken kann, und trägt eine rote Clownsperücke auf dem Kopf. Das ist furchtbar peinlich, und ich hoffe, dass ihn damit so früh am Morgen nicht allzu viele Leute sehen.

Im selben Moment schießt eine Krähe auf das offene Fenster zu. Sie schnappt sich die Perücke und fliegt mit ihrer Beute davon.

»Hey, gib die sofort zurück, du blöder Vogel! Das ist meine! Die brauch ich für die Arbeit!«, schimpft mein Vater, aber das kümmert die Krähe nicht. Sie hat sich auf der Spitze einer hohen Platane niedergelassen und

begonnen, mit den roten Haaren ihr Nest auszustopfen.

Da muss ich dann doch lachen. Nicht aus Schadenfreude, sondern weil es so lustig aussieht, wie mein Vater hinter der Krähe herbrüllt, die sich davon überhaupt nicht stören lässt. Wahrscheinlich weiß sie, dass sie da oben zwischen den Ästen vor ihm sicher ist. Meine Mutter lacht auch. Ich sehe sie zwar nicht, aber ich höre ihr Lachen bis hier unten auf die Straße. Das ist ihre Revanche für den Ketchup-Prank meines Vaters heute Morgen, und es würde mich gar nicht wundern, wenn sie die Krähe wochenlang für diese Aktion dressiert hätte.

Ich klemme den Karton auf den Gepäckträger und mache mich auf den Weg zur Schule. Da wartet unsere Physiklehrerin Frau Planck auf mich, weil sie mich begleiten wird.

Wohin?

Stimmt, das habe ich noch gar nicht erzählt. Heute ist ein wichtiger Tag für mich, weil heute der große Wissenschaftswettbewerb stattfindet. Das ist so was

Ähnliches wie ein Fußballturnier, bei dem die besten Schulmannschaften der ganzen Gegend antreten, um den großen Pokal zu gewinnen. Nur mit dem Unterschied, dass es heute keinen Pokal zu gewinnen gibt – glaube ich zumindest – und die Mannschaft nur aus mir allein besteht, weil jede Schule nur eine Teilnehmerin oder einen Teilnehmer schicken darf. Es geht auch nicht darum, viele Tore zu schießen und wenige zu kassieren, sondern darum, vor einer Jury ein beeindruckendes Physikexperiment vorzuführen. Zuerst wollte ich irgendwas spektakulär in die Luft sprengen, aber das hat Frau Planck nicht erlaubt. Frau Planck ist so was wie meine Trainerin. Sie war es auch, die mich für den Wettbewerb vorgeschlagen hat.

Und ich müsste schon schwer lügen, wenn ich sagen würde, dass ich da nicht verdammt stolz drauf bin.

Als ich ein paar Meter gefahren bin, werden das Lachen meiner Mutter und das Brüllen meines Vaters hinter mir leiser. Es ist jetzt genau halb acht, das weiß ich, weil über dem Eingang des Schmuckhändlers auf unserer Straße eine riesige Uhr hängt. In der Schule muss ich

um acht sein. Ich habe also noch ein bisschen Zeit, und die nutze ich, um mich ein wenig umzuschauen, während ich langsam über den Radweg Richtung Schule rolle.

Rechts von mir schüttet ein Putzmann einen Eimer Wasser auf die Straße, direkt über die hochhackigen Schuhe einer Frau in einem grauen Kleid, die auf ihr Smartphone starrt und bestimmt auf dem Weg ins Büro ist. Sie schreit, und er schreit, und da könnte ich eine Menge neuer Schimpfwörter lernen, wenn ich kurz stoppen würde. Aber so viel Zeit habe ich dann auch wieder nicht, und deswegen fahre ich weiter. Bei dem türkischen Supermarkt kurbelt der Besitzer das Gitter hoch, und auf dem Bürgersteig rennt eine alte Frau ihrem Dackel hinterher, der auf dem Mittelstreifen läuft und seine Leine hinter sich herschleift. Es ist ganz schön viel los, dafür, dass es noch so früh am Morgen ist.

Vielleicht ist aber auch immer so viel los, und ich sehe das nur nicht, weil ich mich sonst immer beeilen muss, damit ich nicht zu spät komme.

Etwa fünfzig Meter vor mir tragen zwei Handwerker

eine große Schaufensterscheibe für einen neuen Laden über die Straße. Eine Frau biegt in einem riesigen SUV um die Ecke und rast die Straße lang, viel schneller, als sie darf. Ich schreie noch laut »HALT!«, aber das hört die Fahrerin natürlich nicht, und der Bremsweg hätte sowieso nicht ausgereicht. Den kann man ja leicht ausrechnen: Geschätzte Geschwindigkeit pro Stunde (ca. 60 km/h) geteilt durch zehn mal drei (= 18 Meter), und da ist eine Sekunde Reaktionszeit schon eingerechnet.

Volle Kanne knallt der Wagen in die Scheibe. Es gibt einen Höllenlärm, und danach ist die ganze Straße voller Scherben.

»Hast du das gesehen, Einstein?!« David hat mich eingeholt und fährt mit dem Rad links neben meinem.

David ist mein bester Freund, obwohl er keine Ahnung von Naturwissenschaften hat. Er ist mehr der Fußballtyp und ein ziemlich guter Torwart. Auch weil ich ihn berate und ihm beigebracht habe, an der Rotation des Balls zu erkennen, wo er landen wird. Das ist ja auch nichts anderes als Physik.

»War ja nicht zu übersehen!«, antworte ich. »Und hör

auf, mich Einstein zu nennen! Ich sag ja auch nicht Manuel oder Oliver zu dir.«

»Aber du bist doch unser Einstein«, beharrt David.
»Und dein Vergleich hinkt. Wenn ich groß bin, werde ich doppelt so gut sein wie Kahn oder Neuer.«

»Doppelt so doof vielleicht«, murmele ich sauer, weil ich es wirklich nicht mag, wenn man mich Einstein nennt. Das sagen in der Schule alle zu mir, weil Einstein der einzige berühmte Physiker ist, den sie kennen. Dabei gibt es doch auch noch Tesla, Newton und Bohr, und berühmte Physikerinnen gibt es ja auch, so wie Marie Curie zum Beispiel.

»Oh, der Herr Wissenschaftler ist gereizt«, sagt David und grinst. »Nervös?«

»Was denkst du denn? Klar bin ich nervös«, erwidere ich. »Das ist ein großer Tag für mich.«

»Dabei gibt es noch nicht mal einen Pokal, nur eine Urkunde«, sagt David, dann zeigt er auf den Karton auf meinem Gepäckträger. »Ist die Rakete da drinnen? Ist das nicht voll gefährlich?«

Dabei lenkt er sein Rad zur Seite, so als wollte er ein bisschen Sicherheitsabstand zwischen sich und meine



Rakete bringen.
Das hätte er besser
nicht gemacht. Er
bleibt mit dem
Lenker an einem
Seitenspiegel hän-
gen. Dem Spiegel passiert
nichts, aber David knallt auf
den Boden, und ich kann
gerade noch ausweichen,
sonst hätte ich ihn glatt über-
fahren.

»Hast du dir wehgetan?«,
frage ich, als ich ihm beim Aufstehen helfe.

»Klar habe ich mir wehgetan! Was denkst du denn?«,
erwidert David sauer. »Aber als Torhüter weiß ich, wie
man fällt. Wenn du gestürzt wärst, wäre es viel schlim-
mer gewesen.«

»Wieso das denn?«

»Na, dann wäre die Rakete auf deinem Gepäckträger
in die Luft gegangen und die ganze Straße hier und wir
zwei gleich mit.«

»Die ist doch noch gar nicht zusammgebaut«, versuche ich, ihn zu beruhigen, weil er scheinbar wirklich Schiss vor dem Pappkarton hat.

»Und die kann wirklich nicht explodieren?«, fragt David.

»Doch, noch eine dumme Frage von dir, und es macht BUMMS«, erwidere ich.

»Du bist fast so komisch wie deine Eltern«, sagt David und schwingt sich wieder auf sein Rad. »Hat dir das schon mal jemand gesagt?«

»Willst du mich beleidigen?«

»Klar, was denkst du denn?!«

David grinst, und ich grinse zurück. Dann fahren wir weiter.

3. Kapitel

Unsere Schule liegt hinter der nächsten Kurve, und als wir um die Ecke biegen, steht unser kompletter Schulchor auf dem Hof, und eine Gruppe Cheerleader brüllt:

»Einstein, Newton sind nur Kinder, Samir ist der Top-Erfinder!«

Sonst werden ja immer nur die Sportler abgefeiert, aber jetzt bin ich mal dran: der Physik-Nerd.

Das fühlt sich ziemlich gut an, auch wenn das Cheerleader-Team bei den Fußballern irgendwie immer begeisterter aussieht. Aber ich will nicht meckern, die stehen ja sicher nicht freiwillig da. Die hat bestimmt unser Direktor dazu verdonnert, mich angemessen zu verabschieden, und die Überraschung ist ihm echt gelungen.

»Da staunst du, was?«, fragt David und grinst jetzt noch breiter.

»Du hast das gewusst?«, frage ich zurück.

»Klar, ich kenne doch unsere Cheerleader, schließlich bin ich Nummer eins im Tor«, erwidert er, und dann fügt er geheimnisvoll hinzu: »Aber warte nur mal ab, es kommt noch besser.«

Wir fahren mit den Rädern weiter, bis wir mein Begrüßungskomitee erreicht haben. Die Cheerleader schwenken weiter ihre Pompons und rufen:

»Lass sie fressen deinen Dirt, denn du bist der beste Nerd!«

Unser Direktor Herr Strunz runzelt die Stirn, sagt aber nichts. Ich finde den Spruch auch nicht gut, obwohl er wahrscheinlich nett gemeint ist. Neben Herrn Strunz steht Frau Planck, meine Physiklehrerin, die auch nicht sehr begeistert aussieht. Aber ich hatte ja schon vermutet, dass dieses Spektakel die Idee unseres Direktors war.

Unsere Schule hat nicht den besten Ruf, mal abgesehen von ihrer Fußballmannschaft. Aber die vielen

Pokale, die David und die anderen ständig gewinnen, sind nur für die fußballbegeisterten Eltern ein Grund, ihre Kinder hier anzumelden. Wer möchte, dass aus seinem Kind später mal was Vernünftiges wird, schickt seine Tochter oder seinen Sohn lieber woandershin. Und ich bin auch nur hier, weil meine Eltern damals bei der Anmeldung die Schulnamen verwechselt haben.

Unser Direktor hofft jetzt, dass ich gewinne, damit er überall rumerzählen kann: Die Kinder an seiner Schule benutzen ihren Kopf nicht nur, um damit Tore zu machen.

Deswegen muss er jetzt auch unbedingt eine Rede halten, bei der er den Physikwettbewerb der Schulen mit dem Nobelpreis vergleicht. Wenn man ihm zuhört, könnte man fast glauben, ich wäre so eine Art Genie. Dabei bin ich nur ein normaler Junge, der sich für die Physik interessiert.

»... es ist eine besondere Ehre, dass Samir uns alle in dem Wettbewerb vertreten wird. Und ich bin mir ganz sicher, dass er mit seinem Raketenexperiment auch gewinnen wird, um den Ruhm unserer Schule zu mehren und ...«

»Samirs Rakete macht die beste Fete!«, brüllen die Cheerleader dazwischen, und ich frage mich, wer sich diesen Quatsch ausgedacht hat. Da sind ja sogar die Sprüche meiner Mutter besser.

»Habe ich zu viel versprochen?«, zischt David mir ins Ohr. »Das ist schon cool, oder?«

»Unser Direktor?«, flüstere ich verwirrt zurück.

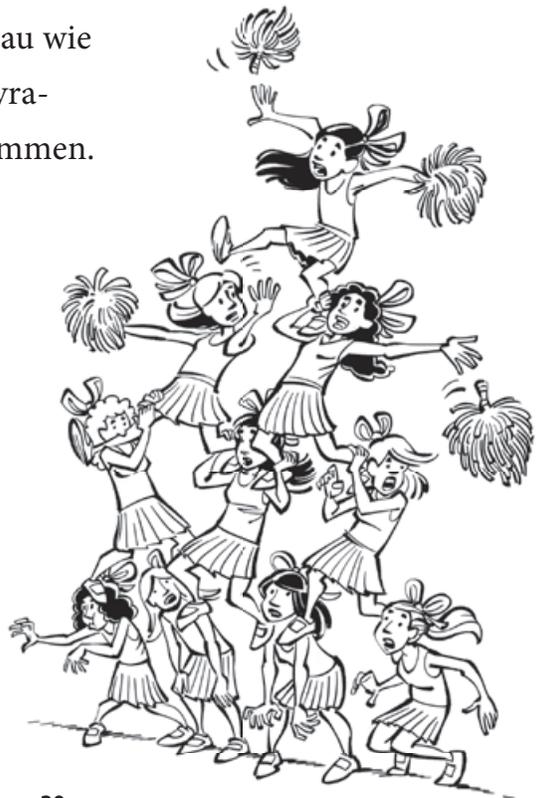
»Quatsch, die Cheers«, antwortet David stolz. »Die habe alle ich mir ausgedacht, das hättest du nicht gedacht, oder? Die sind echt alle von mir. Auf solche Rhymes muss man erst mal kommen: Kinder – Erfinder, Dirt – Nerd, Rakete – Fete.«

So wie er das sagt, erwartet David ernsthaft, dafür auch noch gelobt zu werden.

»Super, echt super«, sage ich, aber David versteht die Ironie nicht und strahlt glücklich, während unser Direktor redet und redet und redet.

Frau Planck zuckt bei fast jedem Wort zusammen, weil ihr Chef ständig irgendwelche naturwissenschaftlichen Begriffe verwechselt. Ich leide auch, aber nicht wegen unseres Direktors, sondern wegen der Cheerleader, die angefangen haben, alle Sprüche noch mal zu wiederholen.

Und jetzt beginnen sie auch noch damit, eine Pyramide zu bilden. Vier Kinder stehen unten, drei steigen auf deren Schultern, auf deren dann wieder zwei, bis die Kleinste der Gruppe dann ganz nach oben klettert. Aber das wird nichts, das sehe ich sofort. Da muss man gar nicht viel von Physik und Statik verstehen, um zu wissen, dass das gleich alles in sich zusammenfallen wird. Frau Planck erkennt das auch, klar, die ist ja Physiklehrerin. Sie will gerade etwas rufen. Genau wie ich, aber da stürzt die Pyramide schon in sich zusammen. Zum Glück reagiert David dank seiner Torhüterreflexe schnell genug. Er hechtet Richtung der einstürzenden Pyramide und fängt das Mädchen auf, das ganz oben stand.



Im letzten Moment, sonst wäre sie direkt auf den harten Beton geknallt.

»... wir wünschen Samir jedenfalls mehr Glück als unseren Cheerleadern. Danke trotzdem für die Unterstützung! Und jetzt singt der Schulchor noch ein Lied zum Abschied.«

Während sich die Cheerleader wieder aufrappeln, gibt unser Direktor dem Chor ein Zeichen.

Und was singen sie?

Die alte Stadionhymne aus Liverpool: »You'll never walk alone.«

Was sollen sie auch sonst singen?

So viele Anfeuerungslieder für Naturwissenschaftler gibt es nicht. Wahrscheinlich gar keines, zumindest fällt mir kein einziges Lied ein, in dem Physiker oder Chemiker abgefeiert werden.

David singt sofort mit, und auch die Cheerleader stimmen ein, genau wie unser Direktor. Die Einzigen, die nicht mitsingen, sind Frau Planck und ich.

»Wir müssen dann auch los, sonst schaffen wir es nicht mehr rechtzeitig«, sagt sie und tippt demonstrativ auf ihre Armbanduhr.

Sofort hört unser Direktor auf, weil er Angst hat, dass ich zu spät komme, nicht zum Wettbewerb zugelassen werde und er die Werbung für seine Schule vergessen kann. Er schüttelt mir die Hand und sagt feierlich: »Ich verlasse mich auf dich! Enttäusch mich nicht. Wir brauchen dich wie das Feuer den Kohlenstoff.«

»Wir müssen jetzt wirklich los«, sagt Frau Planck und zieht mich zu ihrem Auto, ein kleiner Elektrowagen, der auf dem Lehrerparkplatz steht.

Der Chor singt einfach weiter, und die Cheerleader brüllen:

»In Mathe, Physik und auch Chemie ist Samir unser Schulgenie!«

David winkt mir nach und gibt mir stolz zu verstehen, dass auch dieser Spruch von ihm stammt.

Von wem sonst!

Ich winke zurück, packe meinen Karton in den Kofferraum und steige in den Wagen. Frau Planck hupt zum Abschied, dann brummt sie: »So ein Idiot.«

»So schlecht waren die Cheers nun auch wieder nicht«, verteidige ich David. »Er hat es ja nur gut gemeint.«

»Den meine ich doch gar nicht«, erwidert Frau Planck und beschleunigt von null auf fünfzig. Mit dem E-Auto geht das ganz schnell, ohne dass es laut wird. Deswegen hört uns auch die Oma mit dem Rollator nicht, die vor uns die Straße überquert. Frau Planck kann ihr gerade noch ausweichen, sonst hätte sie die alte Frau fast überfahren. Aber eben nur fast, und deswegen redet meine Lehrerin einfach weiter, so als wenn nichts geschehen wäre.

»Ich meine unseren Direktor. Feuer braucht doch keinen Kohlenstoff, um zu brennen. Das braucht Sauerstoff! Der hat echt keine Ahnung, der Mann.«

»Vielleicht wollte er nur einen Witz machen«, sage ich.

»Mich verbindet nicht viel mit diesem Dummkopf, aber eines haben wir zwei leider gemeinsam: Wir machen keine Witze. Niemals!«

Da hat Frau Planck recht. Was meine Eltern zu viel an Humor haben, hat sie zu wenig. Ich habe meine Physiklehrerin noch nie lachen gesehen. Mir macht das nichts aus, aber wenn ihr Unterricht ein bisschen lustiger wäre, würden sich vielleicht mehr meiner Mitschüler für Phy-

sik interessieren. Sie könnte ja vielleicht doch mal einen Witz erzählen, so wie den hier:

Was sind zwei Physiker, die sich Rosinenschnecken zuwerfen? Teilchenbeschleuniger.

Ich finde den lustig und will ihn gerade Frau Planck erzählen, aber ich komme gar nicht zu Wort, weil sie die ganze Fahrt über unseren Direktor schimpft.

Sie hört erst damit auf, als wir die Stadthalle erreicht haben, wo ein riesiges Plakat die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der diesjährigen Physikolympiade von Bad Waldungen begrüßt.

4. Kapitel

Von allen Seiten strömen Kinder auf den Eingang der Halle zu. Manche haben Bollerwagen dabei, in denen sie das Zeug transportieren, das sie für ihre Experimente brauchen. Andere tragen weiße Kittel und haben schon ihre Schutzbrillen aufgesetzt. Wieder andere werden von einem Haufen Assistenten begleitet. Wenn ich mich nicht sehr irre, hat einer der Teilnehmer das Modell eines Atomkraftwerks gebastelt, und ein Mädchen trägt einen Teilchenbeschleuniger unter dem Arm. Also keinen mit Rosinenschnecken, sondern einen echten, der schwarze Löcher macht, wenn man nicht aufpasst.

Am auffälligsten aber ist ein Junge, der einen grauen Kittel trägt und die gleiche wilde Frisur wie Albert Einstein hat. Er hat sogar einen grauen Schnäuzer. Aber der ist nur angeklebt, das erkennt man sofort. Der Typ sieht genauso aus, wie man sich Einstein mit elf Jahren vorge-

stellt hätte. Vielleicht sind die beiden ja verwandt. Dann hat er bestimmt auch die Intelligenz von seinem Ur-Ur-Opa geerbt, und das heißt: Ich kann einpacken.

Einsteins Ur-Ur-Enkel hält mit beiden Händen ein großes Reagenzglas fest. Es ist oben durch einen Korken verschlossen, und das ist auch gut so, weil da drinnen eine grüne Flüssigkeit brodelt, die nicht besonders gesund aussieht. Waldmeisterbrause ist das jedenfalls nicht, da bin ich mir ziemlich sicher.

Weil er mit beiden Händen das Reagenzglas hält, kriegt er die Tür nicht auf. Ich will ihm gerade zu Hilfe kommen, da schafft er es doch allein. Das ist gut. Nicht so gut ist, dass er beim Betreten der Halle über seinen viel zu langen Kittel stolpert und sich auf die Nase legt. Vielleicht hat ihm der Junge mit der Drohne unter dem Arm, der hinter ihm durch die Tür ging, aber auch ein Bein gestellt. So genau habe ich das von meiner Position aus nicht erkennen können. Das Reagenzglas fliegt jedenfalls durch die Luft, dreht sich dabei ein paarmal im Kreis und landet dann auf dem Marmorboden. Das Glas zerbricht, und sofort verbreitet sich ein ekliger Gestank in der ganzen Halle.

»Der echte Albert Einstein soll auch so ein Tollpatsch gewesen sein!«, brummt Frau Planck neben mir. »Egal, der kann deinen Sieg jetzt jedenfalls nicht mehr gefährden.«

»Aber ist das nicht gefährlich?«, frage ich ängstlich, weil die grüne Soße wirklich ziemlich übel stinkt. Ich muss mir die Nase zuhalten, so schlimm riecht das Zeug.

»Keine Sorge, das ist völlig harmlos«, erwidert meine Lehrerin und ergänzt nach einer kurzen Pause. »Glaube ich zumindest. Das wird irgendein Schwefelgemisch sein. Schlimmer wäre es gewesen, wenn sich der Junge da vorne hingelegt hätte.«

»Welcher?«, frage ich.



»Na, der mit dem Atomkraftwerk unterm Arm.«

»Aber das ist doch nicht echt, oder?«, frage ich erschrocken.

Frau Planck zuckt nur mit den Schultern, was sowohl »Ja« als auch »Nein« heißen kann.

»Ich kümmere mich mal um deine Anmeldung und die Unterlagen.« Meine Lehrerin verschwindet in Richtung des Anmeldebüros, während eine Putzkolonnie angerannt kommt, um die grüne Schweinerei auf dem Boden wegzuwischen und die Scherben aufzukehren. Ich kann nicht erkennen, ob es Männer oder Frauen sind, weil sie Ganzkörperschutzanzüge tragen. Offenbar teilen sie Frau Plancks Einschätzung nicht, dass die grüne Soße auf dem Boden völlig ungefährlich ist.

Einstein junior zieht enttäuscht seinen Kittel aus und nimmt dann die Perücke mit den verstrubbelten grauen Haaren ab.

Das waren gar nicht seine echten!

Das war alles nur Fake, um anzugeben.

Und ich bin drauf reingefallen und habe mich davon einschüchtern lassen, ich Idiot.

Fassungslos starre ich das falsche Einstein-Double an, als mich plötzlich ein Mädchen von der Seite anspricht.

»Bist du nicht Samir?«

Ich erkenne sie erst auf den zweiten Blick, weil sie sich ihre Hand vor den Mund hält. In der Halle stinkt es nämlich immer noch ganz schrecklich. Es ist Hanna, mit der ich auf der Grundschule in dieselbe Klasse gegangen bin, die Biberklasse. Hanna hatte sich damals schon für Naturwissenschaften begeistert, genau wie ich. Einmal hat sie im Winter den Schulhof unter Wasser gesetzt, um zu sehen, wie lange es dauert, bis alles gefroren ist. Das war toll, weil wir in der Pause super schliddern konnten. Unser Lehrer und unsere Hausmeisterin fanden das nicht so super. Die hat dann ganz viel Salz gestreut, und deswegen hatte die Küche zu wenig davon, sodass das Mittagessen an dem Tag ziemlich fad geschmeckt hat.

Aber das war es wert.

Und einmal hat Hanna im Werkunterricht ein Katapult gebaut, um die Hebelgesetze zu testen. Das hat richtig gut funktioniert, damit hat sie sogar das Fenster

unserer Direktorin getroffen. Obwohl ihr Büro auf der anderen Seite unseres Schulhofes lag, das waren mindestens hundert Meter. Das fand unser Lehrer auch nicht so gut und unsere Direktorin auch nicht, weil ihr Fenster dabei leider kaputtgegangen ist.

Ich war damals ein bisschen in Hanna verknallt.

Ein bisschen sehr sogar, aber dann ist sie auf eine andere Schule gegangen, und ich habe sie nicht wiedergesehen. Bis gerade eben nicht.

»Was machst du denn hier?«, frage ich überrascht.

»Dürfen Mädchen hier etwa nicht teilnehmen?«, fragt sie zurück. »Das muss ich bei der Anmeldung überlesen haben.«

»Nein, natürlich, klar dürfen die«, stammele ich.

»Ich meinte nur, weil wir uns so lange nicht gesehen haben und ...«

»Mein Physiklehrer hat mich angemeldet. Aber wie kommst du hierher? Deine Schule ist doch eher für ihre Fußballspieler bekannt. Ich wusste gar nicht, dass die einen naturwissenschaftlichen Schwerpunkt hat.«

»Ich ... ich ...«, stottere ich. »... ich bin der Schwerpunkt, die anderen spielen wirklich alle nur Fußball.«

»Und was für ein Projekt wirst du nachher präsentieren?«

»Rakete«, antworte ich und tippe mit dem Finger auf den Karton, den ich unter dem Arm trage.

»Zum Mond oder zum Mars?«, will Hanna wissen.

»Äh, nein, wenn es gut geht, fliegt sie so fünfzig Meter hoch«, erkläre ich.

»Wow, fünfzig Meter, nicht schlecht«, sagt Hanna und sieht dabei ein bisschen enttäuscht aus. Offenbar hatte sie ein bisschen mehr erwartet.

»Und was machst du?«, frage ich.

»Kernfusion«, antwortet Hanna.

»Wenn das nachher auf der Bühne klappt wie geplant, sind alle Energieprobleme der Menschheit gelöst.



Damit lässt sich dann auch ganz einfach der Klimawandel stoppen.«

»Wow!«, mache ich beeindruckt.

»Hey, das war ein Scherz! Du bist echt immer noch genauso leichtgläubig wie früher.« Hanna lacht und zeigt auf einen Luftballon, der über ihr schwebt und den ich vor lauter Aufregung vorher gar nicht bemerkt habe.

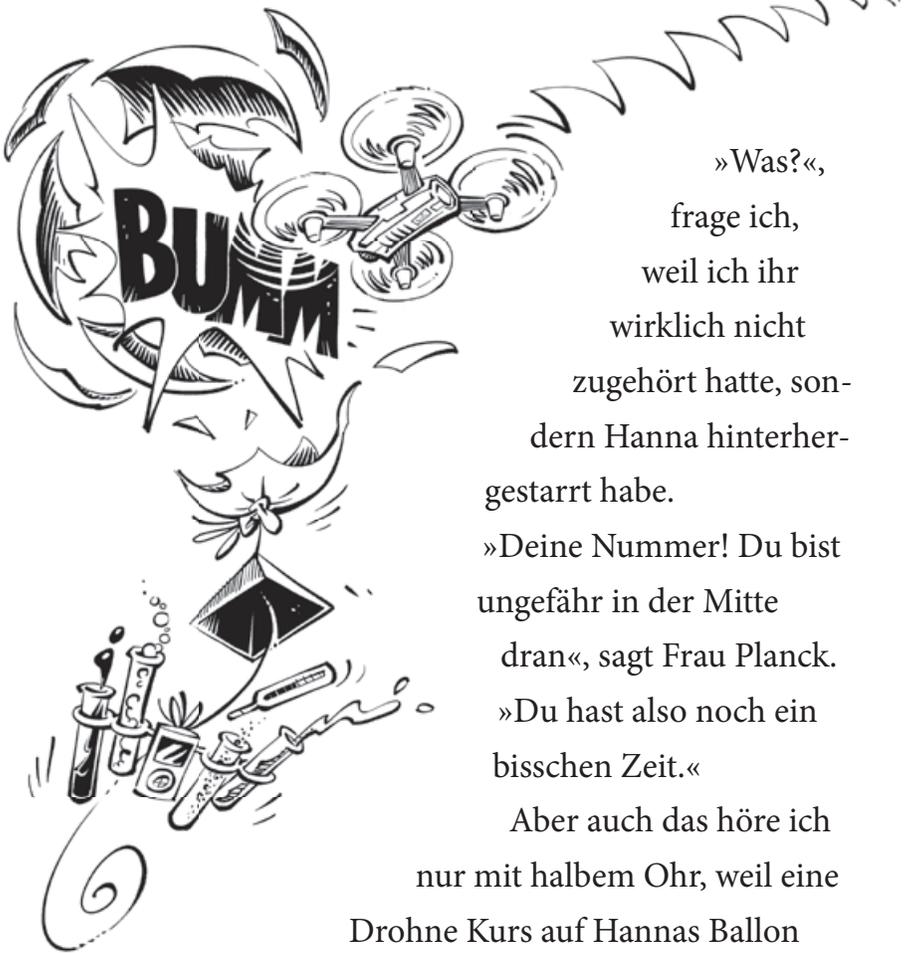
»Ich habe den hier dabei. Das ist ein Wetterballon, den ich gebastelt habe. Damit kann man Klimadaten auch in großen Höhen sammeln, jedenfalls mehr als nur fünfzig Meter. Das mit der Kernfusion hebe ich mir für später auf.«

»Wow!«, wiederhole ich, weil mir nichts Besseres einfällt.

»Oh, ein Wetterballon!«, sagt Frau Planck. »Das macht wenigstens Sinn und ist nicht so sinnlos, wie eine Rakete in den Himmel zu jagen. Ich freue mich über jedes Mädchen, das hier mitmacht.«

»Danke«, sagt Hanna, dann verabschiedet sie sich und geht zurück zu ihrem Lehrer.

»Hier ist deine Startnummer, Samir. Samir, hörst du mir zu?«



»Was?«,
frage ich,
weil ich ihr
wirklich nicht
zugehört hatte, son-
dern Hanna hinterher-
gestarrt habe.

»Deine Nummer! Du bist
ungefähr in der Mitte
dran«, sagt Frau Planck.
»Du hast also noch ein
bisschen Zeit.«

Aber auch das höre ich
nur mit halbem Ohr, weil eine
Drohne Kurs auf Hannas Ballon
nimmt.

Im nächsten Augenblick macht es auch schon
BUMM, und Hannas Wetterballon ist geplatzt!

5. Kapitel

»Oh, noch ein Konkurrent weniger, deine Chancen steigen«, sagt Frau Planck. »Nur schade, dass es ein Mädchen war. Davon gibt es hier eh viel zu wenige.«

Und das stimmt, die meisten der Teilnehmer sind Jungen. Hanna sieht ziemlich wütend aus, weil ihr Wetterballon geplatzt ist. Und gleichzeitig traurig. Ich würde gerne zu ihr hingehen und sie trösten, aber das traue ich mich nicht, weil ich nicht weiß, was ich ihr Tröstendes sagen soll. Stattdessen halte ich Ausschau nach dem Jungen, dem die Drohne gehört. Aber der hat sich aus dem Staub gemacht, und ich frage mich, ob das nur ein Unfall war oder ob er absichtlich seine Konkurrenz aus dem Wettbewerb schießt, so wie vorhin schon. Da hatte ich ja auch den Verdacht, dass er Einsteins Ur-Ur-Enkel ein Bein gestellt hat, damit der sich mit seiner grünen Soße auf die Nase legt.

»Ich gehe mal gucken, was die anderen Teilnehmer für Experimente vorbereitet haben«, sagt Frau Planck und verschwindet.

Weil der Betreiber der Stadthalle seine Halle behalten möchte, finden alle Experimente draußen im Freien statt. Das ist gut, da kann meine Rakete viel höher steigen und knallt nicht schon nach ein paar Metern oben an die Hallendecke.

Jeder Teilnehmer hat einen eigenen großen Tisch zur Verfügung, auf dem er alles vorbereiten kann. Außerdem gibt es für jeden noch einen Ständer, an dem man ein Plakat aufhängen kann, das genau beschreibt, was bei dem Experiment passieren wird. Zwei Wochen habe ich an der Präsentation gearbeitet. Ich habe mir richtig viel Mühe gegeben und drei Packungen Filzstifte dafür verbraucht. Auf meinem Plakat gibt es ganz viele bunte Bilder, die zeigen, aus welchen Teilen meine Rakete besteht und warum sie überhaupt fliegt. Das hat was mit Druck zu tun, und dafür brauche ich die Fahrradpumpe. Aber die ist erst ganz am Schluss dran, zuerst muss ich die Rakete ja erst mal bauen.

Ein paar der anderen Teilnehmer schauen mir zu, wie ich zuerst mit dem Teppichmesser den Trinkhalm kürze und ihn danach mit extra starkem Klebeband seitlich an einer der beiden Flaschen befestige. Da kommt später der Metallstab durch, das ist so eine Art Startrampe. Dann schneide ich mit dem Messer den Mittelteil aus einer der Wasserflaschen und stülpe das Stück über die Öffnung der anderen Flasche. Das muss dann auch wieder gut mit Klebeband verbunden werden, damit sich die Flaschen beim Start nicht voneinander lösen. Jetzt kann ich die Wasserflasche kopfüber hinstellen, ohne dass sie umkippt.

»Bist du sicher, dass die Reihenfolge stimmt?«

»Also ich hätte das anders gemacht.«

»Ich glaube ja nicht, dass das hält!«

Meine Zuschauer hören mit ihren nervigen Kommentaren erst auf, als ich ihnen androhe, sie mit meiner Rakete auf den Mond zu schießen. Ich bin so schon nervös genug, da brauche ich keine Besserwisser, die mir gute Ratschläge geben.

Als Nächstes schneide ich vier Dreiecke aus der Pappe und befestige sie an den Seiten der Flasche. Die Drei-

ecke sind so was Ähnliches wie Flügel, die stabilisieren den Flug und sorgen dafür, dass die Rakete steil nach oben steigt und keine Loopings dreht.

Jetzt wird es ein bisschen schwieriger. Ich muss ein Loch in den Korken bohren, das groß genug ist, damit da das Ventil von dem Fahrradschlauch reinpasst. Den Korken mit dem Ventil drücke ich danach möglichst tief in die Flaschenöffnung.

Damit ist die Rakete schon fast fertig. Jetzt klemme ich noch eine Wäscheklammer an den dünnen Metallstab und schiebe ihn vorsichtig durch den Strohhalm, den ich an die Flasche geklebt hatte. Das muss ganz locker sitzen, weil der Stab ja unten auf der Erde bleiben soll, wenn die Rakete in die Höhe zischt. Die Wäscheklammer sorgt nur dafür, dass die Flasche am Stab nicht bis zum Boden runterrutscht.

Fertig.

»Und die kann wirklich fliegen?!«

»Könnt ihr mal bitte mit euren Kommentaren aufhören? Das nervt! Natürlich kann die fliegen!« Ich drehe mich um und bemerke erst jetzt, wer hinter mir steht: Es ist Hanna. Weil ich so konzentriert bei der Arbeit

war, habe ich sie gar nicht bemerkt. Keine Ahnung, wie lange sie mir schon über die Schulter schaut.

»Ganz ruhig, war ja nur eine Frage. Da vorne würde ich trotzdem noch mal nachkleben, sonst löst sich der Flügel. Wäre ja blöd.«

»Danke«, murmele ich und werde knallrot, weil sie recht hat. Da habe ich wirklich nicht so sauber gearbeitet.

»Tut mir übrigens leid, dass dein Wetterballon geplatzt ist«, sage ich, als ich den Flügel mit Klebeband besser fixiere.

»Danke«, sagt Hanna. »Aber ist nicht so schlimm, echt nicht.



Komme ich mit klar, kein Problem. Habe ja nur fünf Monate dran gearbeitet. Nächstes Jahr baue ich dann einfach den Kernfusionsreaktor, der platzt nicht so leicht. Ich muss dann auch mal weiter. Man sieht sich.«

»Sicher, man sieht sich. Optik ist ja auch Physik. Als Sehen und Gucken und so ...«

Hanna schüttelt mitleidig den Kopf, und ich verfluche mich selbst, weil ich so einen Quatsch rede. Dann ist sie auch schon weg, um sich die Plakate und Vorbereitungen der anderen Teilnehmer anzuschauen.

Ich lasse die Rakete für einen Moment allein und hole Wasser aus den Waschräumen. Das brauche ich für den Start. Als ich zurück bin, fülle ich das Wasser in die Flasche, bis sie etwa ein Drittel gefüllt ist. Dann stöple ich den Korken wieder drauf und warte, bis ich dran bin.

»Die Konkurrenz ist zwar kleiner geworden, aber immer noch stark.« Frau Planck hat ihren Rundgang beendet und steht jetzt wieder neben mir. »Achtung, es geht los.«

Wir schauen zu, wie ein Mädchen auf die kleine

Bühne in der Mitte des Platzes steigt und dort Cola und Milch in einer Flasche zusammenmischt.

Und was passiert?

Die Cola wird komplett durchsichtig, echt wahr, schmeckt aber immer noch nach Cola. Das weiß ich, weil das Mädchen alle probieren lässt. Die Milch hat den Farbstoff gebunden und ist auf den Boden der Flasche gesunken. Das Mädchen erhält für ihr Experiment eine Menge »Ahhs!« und »Ohhs!« und natürlich Applaus.

Den Trick werde ich zu Hause auch ausprobieren. Da merken meine Eltern nicht, wenn ich zu viel Cola trinke. Die denken ja dann, das ist nur Wasser.

Danach ist ein Junge an der Reihe, der mit dem Kopf nach unten laufen kann. Dafür hat sein Lehrer extra ein Gerüst mit einer Metallplatte aufgebaut. In den Schuhen des Jungen sind Elektromagneten, die er rechts und links an- und ausschalten kann. Das muss er ja, sonst käme er nicht vorwärts. In der Aufregung verwechselt er aber leider die Knöpfe und knipst gleichzeitig beide Magneten unter seinen Schuhen aus. Mit einem lauten BUMMS knallt er auf den Boden. Sein Lehrer ist sofort bei ihm und hilft ihm. Es lachen auch nur ganz wenige,

den meisten tut er leid, und er kriegt sogar eine Extra-portion Beifall.

Nach ihm kommt der Junge mit der Drohne. Er lässt sie auf- und absteigen und ganz knapp über unseren Köpfen kreisen. Der Junge behauptet, er hätte sie selbst gebaut. Aber als sie genau über mir in der Luft schwebt, kann ich auf der Unterseite einen Aufkleber erkennen und auf dem steht deutlich zu lesen: »Made in China«.

Der Junge kriegt nicht so viel Applaus wie die anderen, und dann bin ich auch schon dran.

»Mach jetzt keinen Mist«, ruft mir Frau Planck hinterher, als ich mit meiner Rakete auf die Bühne steige, damit mich alle gut sehen können.

»Mein Name ist Samir, und ich werde gleich meine Wasserrakete in den Himmel schießen«, begrüße ich die Zuschauer. Ich bin total aufgeregt, auch weil Hanna in der ersten Reihe steht und zuschaut.

»Fliegt die bis zum Mars?«, fragt der Drohnenpilot laut, aber keiner lacht.

»Höher jedenfalls als dein Teil da aus dem Supermarkt«, erwidert Frau Planck, und da lachen doch ein paar der anderen Teilnehmer.

Weil ich so nervös bin, dauert es eine Weile, bis ich die Luftpumpe auf das Ventil von dem alten Fahrradschlauch bekomme. Als es mir endlich gelungen ist, fange ich wie wild an zu pumpen. Dabei baut sich in der Flasche Druck auf. Irgendwann ist der Druck so groß, dass der Korke aus der Flasche gedrückt wird. Genau in dem Moment, als die Kirchenturm anfängt zu läuten, weil es Punkt zwölf Uhr ist. Das Wasser strömt volle Kanne durch das kleine Loch nach unten ins Freie und sorgt dafür, dass die Rakete in den Himmel schießt.

Zumindest theoretisch.

In der Praxis gibt es einen lauten KNALL, und mir wird schwarz vor Augen.



6. Kapitel

»Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du zu spät! Ausgerechnet heute!«

Ich schrecke hoch.

Meine Mutter steht vor meinem Bett und hält ihr Handy in die Höhe, sodass ich auf dem Display die Uhrzeit sehen kann: Es ist kurz vor acht.

Mein erster Gedanke ist: Mist, ich habe verschlafen.

Mein zweiter Gedanke ist: Den Satz meiner Mutter habe ich doch schon mal gehört.

Mein dritter Gedanke ist: Puh, das war alles nur ein böser Traum, und meine Rakete wird nicht explodieren, weil der Wettbewerb erst heute ist.

Schnell springe ich aus dem Bett und schnappe mir meine Sachen, die ich mir gestern Abend schon zurechtgelegt hatte. Ich ziehe mir den Schlafanzug aus

und schlüpfte in meine Hose, Unterhose, Schuhe,
Socken, Jacke, Pullover ...

Halt!

Halt!

HALT!

Umgekehrt natürlich!

»Ganz ruhig, Samir!«, versuche ich mich zu beruhigen.

Wenn man hektisch ist, macht man Fehler, und die
kosten Zeit.

Zeit, die ich nicht habe.

»Erst Unterhose, dann Hose. Erst Socken, dann
Schuhe. Erst Pullover, dann Jacke«, sage ich mir leise
vor, damit ich nicht wieder durcheinanderkomme.

Ich hüpfte durch den Flur in die Küche, damit ich mir
gleichzeitig meine Schuhe zubinden kann, und rufe
meinen Eltern zu: »Frühstück muss leider ausfallen,
ich habe es eilig!«

Und WUMMS! schmeißt es mich hin, weil ich über
meine Schnürsenkel gestolpert bin. Die untere Hälfte
von mir liegt im Flur, die obere ist in der Küche gelan-
det.

Moment mal!

Hier stimmt doch was nicht. Das ist alles exakt so wie in meinem Traum. Gleich wird sich mein Vater beim Lachen verschlucken und seinen Kaffee über den gedeckten Tisch spucken.



Richtig unheimlich ist das, denn genau in dem Moment fängt mein Vater wirklich an zu husten und zu spucken.

»Ich habe das alles schon mal genauso erlebt«, murmele ich verwirrt, während ich aufstehe.

»Das nennt man Déjà-vu«, erwidert meine Mutter.
»Das kommt schon mal vor, dass man denkt, man hätte etwas genauso bereits erlebt. Das ist ganz normal, und jetzt setz dich und frühstücke in Ruhe, wir haben dich reingelegt. Du hast noch eine Stunde Zeit, bevor du losmusst.«

»Ich weiß«, murmele ich, weil das in meinem Traum ja auch schon so war. Und genau wie dort klingelt exakt

in dem Augenblick mein Wecker, weil es jetzt fünf vor sieben ist.

Auch der Rest des Frühstücks läuft genauso, wie ich es letzte Nacht geträumt habe. Nur dass ich diesmal gar nicht erst nach dem Marmeladenglas greife, weil da in meinem Traum Tomatensoße drin war. Meine Mutter fragt, wie uns der Spruch »Kommt Zeit, kommt Bart« gefällt, und beißt herzhaft in ihr »Marmeladenbrot«. Im nächsten Moment schreit sie entsetzt auf, und mein Vater lacht sich schlapp, weil ihm sein Streich gelungen ist. Kurz darauf startet in unserer Küche das Tomatenmassaker, das es in meinem Traum ja auch schon gegeben hat.

Das ist alles echt spooky.

Und so geht es auch weiter. Ich schnappe mir meinen Karton mit den Einzelteilen für die Rakete und hole mein Rad aus dem Hof. Als ich unten auf der Straße vor dem Haus stehe und mein Vater mir »Es ist völlig egal, ob du heute gewinnst oder verlierst! Hauptsache, du hast Spaß!« zuruft, taucht wieder die Krähe auf und klaut ihm seine rote Perücke. Diesmal lache ich nicht.

Im Gegenteil, ich kriege eine richtige Gänsehaut, als der Vogel mit den roten Haaren zu seinem Nest flattert.

Um Punkt halb acht erreiche ich mit dem Rad den Juwelierladen, und der türkische Händler macht seinen Laden auf...

Halt! Das ist ja nichts Besonderes, das macht er ja jeden Morgen um dieselbe Zeit.

Aber dass der Putzmann im selben Moment sein Schmutzwasser über die Schuhe der Geschäftsfrau schüttet und da drüben auf dem Mittelstreifen die alte Frau ihrem Dackel hinterherläuft, der sich von der Leine gerissen hat, passiert nicht jeden Morgen. Und auch nicht, dass ein SUV durch eine Schaufensterscheibe rast, die zwei Glaser über die Straße tragen.

Doch genau das geschieht heute Morgen alles.

Exakt wie in meinem Traum.

Und dann taucht plötzlich David neben mir auf und sagt: »Hast du das gesehen, ...«

»Nenn mich nicht Einstein!«

»Hey, woher wusstest du, was ich sagen wollte?«, fragt er mich überrascht.

»Das ist kompliziert«, erwidere ich, und vielleicht bilde ich mir das doch alles nur ein. Schließlich nennt er mich immer Einstein, um mich zu ärgern. Da war das ja nicht so schwer zu erraten.

Aber dann legt er sich mit dem Rad auf die Nase, weil er meinen Karton mit den Einzelteilen der Rakete für gefährlich hält und am Seitenspiegel eines geparkten Autos hängen bleibt. Demselben wie in meinem Traum gestern Nacht.

Irgendetwas läuft hier gewaltig falsch, denke ich. Aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was es ist. Es ist alles einfach völlig verrückt, weil ich das Gefühl habe, genau zu wissen, was als Nächstes passiert. So wie ein Hellseher, der in die Zukunft blicken kann. Aber das ist natürlich Quatsch. Niemand kann in die Zukunft gucken, weil das wissenschaftlich völlig unmöglich ist.

»Einstein, Newton sind nur Kinder, Samir ist der Top-Erfinder«, murmele ich trotzdem leise.

»Wer hat dir den Spruch verraten?« David schaut mich sauer an. »Los, spuck's schon aus!«

»Keiner«, erwidere ich, und das stimmt ja auch.

Niemand hat mir etwas verraten, und trotzdem bin

ich kein Stück überrascht, als wir um die Ecke biegen und die Cheerleader zu singen anfangen.

»Heute ist irgendwie alles komisch«, sage ich zu David.

»Du bist heute komisch«, erwidert er.

»Ich habe das Gefühl, ich habe das alles schon mal erlebt«, erkläre ich. »Das ist mehr als nur ein Gefühl. Pass auf, gleich singen sie ›Lass sie fressen deinen Dirt, denn du bist der beste Nerd‹. Und am Ende singt der Chor ›You'll never walk alone‹.«

»Das haben die Cheerleader dir verraten, stimmt's? Wer sollte es sonst gewesen sein?! Frau Planck war es bestimmt nicht«, sagt David enttäuscht. »Dabei hatte ich mir so viel Mühe mit den Sprüchen gegeben, um dich zu überraschen.«

»Nein, das ist mehr so eine Art ...« Wie hatten meine Eltern das noch mal genannt? »... so eine Art Déjà-vu, wenn man das Gefühl hat, dass man eine Situation genauso schon mal erlebt hat.«

»Kenne ich«, sagt David. »Manchmal habe ich das beim Elfmeter. Da habe ich auch oft das Gefühl, ich habe die Situation schon mal erlebt, und springe dann in die richtige Ecke, weil ich weiß, wo der Schuss hingeht.

Meistens ist es dann aber doch die falsche, und der Ball geht trotzdem rein. Déjà-vus sind totaler Blödsinn.«

Der Rektor hält seine Rede, die ich schon kenne, der Chor singt seinen Fußballsong, David hechtet, um das Mädchen aufzufangen, und ich steige zu Frau Planck in den Wagen, damit wir zum Wettbewerb fahren können.

»Rasen Sie lieber nicht so schnell«, warne ich sie.

»Warum?«

Ich antworte nicht, sondern zeige auf die alte Dame mit dem Rollator, die genau in dem Augenblick die Straße betritt. Diesmal muss meine Lehrerin nicht scharf bremsen, doch über unseren Direktor schimpft sie trotzdem weiter, bis wir die Stadthalle erreicht haben.

Auch da ist alles wie in meinem Traum: Einsteins Ur-Ur-Urenkel verschüttet seine grüne Soße, ich treffe meinen Grundschulschwarm Hanna wieder, ihr Wetterballon platzt, ich hänge mein Plakat auf und baue meine Rakete zusammen, die Klugschwätzer geben dumme Kommentare ab, das Mädchen macht Cola durchsichtig, der Junge verwechselt die Knöpfe seiner Magnetschuhe, und der Drohnenpilot lässt seinen Flieger »Made in China« über unseren Köpfen kreisen.

Und dann bin ich an der Reihe und höre mich selbst sagen: »Mein Name ist Samir, und ich werde gleich meine Wasserrakete in den Himmel schießen.«

»Fliegt die bis zum Mars?«, fragt der Junge mit der Drohne, und Frau Planck ruft: »Höher jedenfalls als dein Teil da aus dem Supermarkt!«

Alles exakt wie in meinem Traum, und genau wie da habe ich wieder Schwierigkeiten, die Luftpumpe auf das Ventil zu kriegen. Als es mir endlich gelingt, pumpe ich wie blöd, um den nötigen Druck in der Flasche aufzubauen.

Und genau da fängt die Glocke an zu läuten, weil es zwölf Uhr Mittag ist. Jeden Moment wird meine Rakete hoch in den Himmel steigen ...

KNALL!



7. Kapitel

»Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät! Ausgerechnet heute!«

Ich schrecke hoch.

Aber nicht, weil ich verpennt habe, sondern weil ich den Satz gestern und vorgestern auch schon gehört habe. Und diesmal bin ich mir ganz sicher, dass das hier kein Traum ist.

Man träumt nicht zweimal hintereinander genau dasselbe. Es sei denn, das Ganze ist alles nur ein einziger Traum inklusive der Wiederholungen.

Quatsch, so etwas gibt es gar nicht, und wenn, würde das schließlich bedeuten, dass ich immer noch träume.

Ich kneife mich fest in den Arm, um ganz sicherzugehen, dass ich wirklich wach bin: »AUA!«

Das hier ist definitiv kein Traum!



Ganz sicher nicht.

Leider.

Ich beginne diesen Tag jetzt schon zum dritten Mal, und das ist genau wie in diesem Film, den ich mal mit meinen Eltern gesehen habe. Da besucht ein Reporter eine kleine Stadt, in der sie Anfang Februar bei einem großen Volksfest einen armen, müden Dachs aus seinem Winterschlaf wecken. Nur um zu gucken, wann endlich Frühling wird. Was genau jetzt der Frühling mit dem Dachs zu tun hat, habe ich damals nicht ganz verstanden. Ist aber auch nicht wichtig. Wichtig ist: Dem Reporter, der über das Fest berichten soll, geht es in

dem Film genau wie mir. Er erlebt diesen Tag bestimmt tausendmal und mehr.

Ich springe nicht aus meinem Bett, ziehe mich nicht an und hüpfе nicht in die Küche. Stattdessen bleibe ich einfach liegen, weil ich ja sowieso weiß, dass meine Mutter die Uhr an ihrem Handy verstellt hat, um mir einen Streich zu spielen. Ich habe noch eine Stunde Zeit, und die will ich nutzen, um in Ruhe nachzudenken.

Was zum Teufel ist hier los?

»Komm, Samir, denk nach, du bist doch gut in Naturwissenschaften«, feuere ich mich an, weil ich verstehen will, was hier gerade passiert.

Aber so sehr ich mich auch anstrengе, mir fällt einfach keine Erklärung ein. Zumindest keine logische. Zeit wiederholt sich nicht und steht auch nicht still, sie läuft immer weiter. Und deswegen ist es völlig unmöglich, dass ich ein und denselben Tag mehrmals hintereinander erlebe. Das widerspricht allen Erfahrungen und allem, was ich jemals bei Frau Planck gelernt habe.

Vielleicht bin ich ja verrückt geworden und bilde mir das alles nur ein?

Auch Quatsch, ich bin völlig normal. Normaler geht es gar nicht. Ich bin der normalste Junge auf der ganzen Welt, abgesehen davon, dass ich Physik spannender finde als Fußball.

Und doch hat mich meine Mutter jetzt schon zum dritten Mal hintereinander mit exakt denselben Worten geweckt: »Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät! Ausgerechnet heute.«

In der Küche höre ich meine Mutter »Kommt Zeit, kommt Bart. Ist mir heute Nacht eingefallen, ich finde den lustig« sagen. Kurz danach schreit sie auf, und mein Vater lacht. Das muss der Moment sein, wo sie in das Tomatenbrot beißt. Dann ist noch mehr Gelächter und Geschrei in der Küche zu hören, und das kann nur bedeuten: Sie sind jetzt schon beim Tomatenmassaker angekommen.

Als es drüben wieder still ist, kommt mein Vater in mein Zimmer. Sein T-Shirt hat rote Flecken, und in seinem Gesicht sind auch welche.

»Okay, der Witz mit dem Uhr-Verstellen hat schein-

bar nicht funktioniert«, sagt mein Vater, und dabei sieht er ein bisschen enttäuscht aus. »Aber jetzt wird es wirklich Zeit für dich aufzustehen, sonst kommst du echt noch zu spät.«

»Der wievielte ist heute?«, frage ich.

»Der 31. Mai, das weißt du doch«, antwortet mein Vater. »Das ist schließlich der Tag, an dem dein wichtiger Wettbewerb stattfindet.«

»Bist du auch ganz sicher?«

»Klar, gestern war der 30. Mai, heute ist der 31. Mai, und morgen ist der 1. Juni. So funktionieren Kalender. Glaub ich zumindest. Du bist doch der Naturwissenschaftler in der Familie. Warum fragst du überhaupt?«

»Wegen ... weil ...«, stottere ich, weil es so schwer zu erklären ist. »Hast du schon mal erlebt, dass sich ein Tag wiederholt?«

»Wie bei so einem Déjà-vu?«

»Nein, ich meine richtig.«

»Meinst du so eine Art Hamsterrad, wo man in seinem Job immer dasselbe machen muss? Zum Glück nicht. Bei mir im Krankenhaus ist jeden Tag was anderes los«, erwidert mein Vater. »Deswegen bin ich ja

auch Clown geworden und habe nicht so einen langweiligen Bürojob, wo ich jeden Tag die gleichen Akten bearbeiten müsste.«

»Nein, so auch nicht. Ich meine, dass sich ein Tag wirklich wiederholt. Also so richtig, wie bei dem Film mit dem Dachs.«

»Dachs? Was für ein Film mit einem Dachs?«

»Wo der Reporter in den kleinen Ort fährt und den Tag immer wieder und wieder erlebt.«

»Das war doch kein Dachs, das war ein Murmeltier. Der Film heißt ja schließlich nicht ›Und täglich grüßt der Dachs‹, sondern ›Und täglich grüßt das Murmeltier‹«, sagt mein Vater und lacht. »Und das war doch nur Kino, so etwas gibt es in der Wirklichkeit doch gar nicht.«

»Du hast heute Morgen Tomatensoße ins Marmeladenglas gefüllt, und Mama hat sich das auf ihr Brot geschmiert. Deswegen hat sie vorhin auch so laut aufgeschrien, und dann habt ihr euch in der Küche eine Tomatenschlacht geliefert. Woher sollte ich das sonst wissen, wenn ich das nicht alles schon mal genauso erlebt hätte?«

»Weil wir ständig so einen Quatsch machen, du kennst uns doch«, erwidert mein Vater und zeigt auf sein Hemd. »Und bei den Flecken war das nun wirklich nicht so schwer zu erraten.«

»Pass auf, nachher klaut dir eine Krähe deine rote Perücke vom Kopf«, wage ich einen letzten Versuch.

Mein Vater schaut mich lange an, dann grinst er mich an und sagt: »Fast wäre ich drauf reingefallen. Und jetzt raus aus dem Bett.«

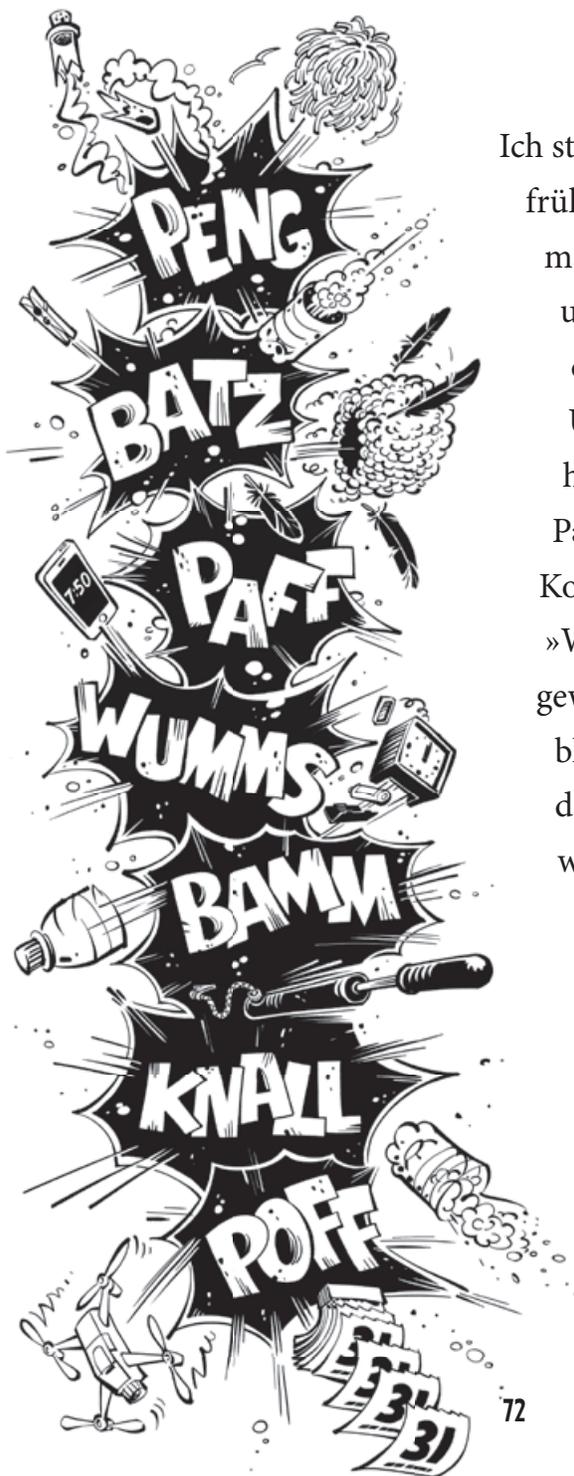
Er glaubt mir einfach nicht, und meine Mutter wird mir auch nicht glauben. Ich würde das ja auch nicht glauben, wenn mir jemand so eine durchgeknallte Geschichte erzählen würde. Und offenbar bin ich der Einzige, den diese Endlosschleife betrifft. Sonst hätte sich mein Vater ja auch erinnern müssen, dass gestern schon genau dasselbe passiert ist.

Aber war gestern überhaupt gestern?

Und gibt es überhaupt ein Morgen?

Oder wird es für mich ab jetzt nur noch ein Heute geben?

Vor lauter Grübelelei bekomme ich Kopfschmerzen.



Ich stehe auf, ziehe mich an,
frühstücke im Stehen und
mache mich mit dem Rad
und meiner Rakete auf
den Weg zur Schule.
Und wie ich gesagt
habe, klaut die Krähe
Papa die Perücke vom
Kopf.

»Woher hast du das
gewusst?«, ruft er mir ver-
blüfft nach. »Hast du
den Vogel dressiert, oder
was?«

Aber da bin ich
schon unterwegs.
Und es passiert alles
wieder genau wie ges-
tern und vorgestern:
Der Hund reißt
sich von der Leine
los, das Putzwas-

ser landet auf den Schuhen der Geschäftsfrau, der SUV kracht in die Scheibe, David bleibt an dem Seitenspiegel hängen, die Cheerleader rufen ihre Cheers, die Pyramide kracht zusammen, der Chor singt »You'll never walk alone«, unser Direktor redet, Frau Planck fährt mich zum Wettbewerb, Einsteins Ur-Ur-Enkel legt sich auf die Nase, der fiese Drohnenpilot lässt Hannas Wetterballon platzen, ich starte meine Rakete, die Glocke läutet, KNALL, alles ist schwarz, und meine Mutter weckt mich: »Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät!«

Eine Woche lang halte ich tapfer durch und hoffe darauf, dass alles von ganz allein wieder gut wird. Dass ich aufwache, der 31. Mai vorbei ist und der Juni begonnen hat. So wie bei einer Erkältung, die auch von allein wieder verschwindet.

Aber es wird nicht gut, und ich werde nicht gesund. Alles bleibt einfach genau gleich.

Zuerst bin ich echt verzweifelt. Es ist, als säße ich auf einem Karussell, würde immer im Kreis fahren und

könnte nicht aussteigen, weil das Ding einfach keine Pause macht.

Aber irgendwann gewöhnt man sich daran. Man gewöhnt sich an alles. Das ist einer der Sprüche, die meine Mutter mal für einen Glückskeks geschrieben hat.

Leider stimmt der sogar, und wenn man sich erst mal daran gewöhnt hat, dass sich alles wiederholt, wird es stinklangweilig. Weil ich ja immer genau weiß, was als Nächstes passiert. Sogar das Wetter ist jeden Tag dasselbe, es gibt keinerlei Abwechslung.

Als die Woche rum ist, beschließe ich, David alles zu erzählen.

Er wird mir glauben.

Er ist schließlich mein Freund.

Auch wenn seine Cheers echt mies sind.

8. Kapitel

Als meine Mutter ins Zimmer kommt und »Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät! Ausgerechnet heute!« ruft, springe ich sofort aus dem Bett und ziehe mich schnell an.

»Ich muss los!«, brülle ich Richtung Küche, als ich durch den Flur zur Haustür laufe.

»Warte doch mal, du hast noch jede Menge Zeit«, ruft mich meine Mutter zurück. »Das war nur ein Scherz. Es ist doch noch nicht mal sieben.«

»Weiß ich doch«, erwidere ich und reiße die Wohnungstür auf.

»Komm zurück und frühstücke in Ruhe mit uns«, höre ich meinen Vater sagen. »Es gibt leckere Erdbeermarmelade.«

Dabei betont er das Wort Erdbeermarmelade so

komisch, aber ich weiß ja warum. Ich antworte nicht, weil ich wirklich keine Zeit habe. Ich habe einen Plan gefasst, und deswegen muss ich heute früher los als sonst.

Viel früher.

Als ich mein Rad vom Hof auf die Straße schiebe, höre ich aus dem offenen Fenster unserer Wohnung einen lauten Schrei. Das ist der Beginn des Tomatenmassakers in unserer Küche, und deswegen hat mein Vater auch keine Zeit, mir hinterherzurufen. Ich schaue kurz hoch zu dem Nest und sehe die Krähe, die dort oben nach Beute Ausschau hält. Tut mir leid, wird heute wohl nichts mit der roten Polsterung für dein Nest, denn meine Eltern sind noch viel zu sehr damit beschäftigt, sich gegenseitig mit Ketchup zu bewerfen. Da hat mein Vater keine Zeit, den Kopf aus dem Fenster zu strecken, um mir viel Glück zu wünschen.

Mit dem Karton auf dem Gepäckträger rase ich los zu David. Denn das ist mein Plan: Ich will ihn vor seiner Haustür abfangen und den ganzen Weg mit ihm zusammen abfahren. Dann werde ich ihm immer vorher schon sagen, was als Nächstes passieren wird, und dann muss er mir einfach glauben.

»Was machst du denn hier, Samir?«, begrüßt mich David, als er mit seinem Rad aus der Tür kommt.

»Ich wollte dich abholen«, erwidere ich. »Ich konnte eh nicht schlafen.«

»Aufgeregt?«

Ich nicke, weil er recht hat. Aber nicht aus dem Grund, den er vermutet. Der Wettbewerb ist mir total egal. Ich bin aufgeregt, weil ich mich frage, wie David reagieren wird. Ob er mir glaubt oder ob er mich für komplett übergeschnappt hält.

Wir fahren los, und alles, was ich tun muss, ist dafür zu sorgen, dass wir Punkt acht an der großen Uhr über dem Uhrmacherladen ankommen.

»Erinnerst du dich an unser Gespräch über Déjà-vus und Elfmeter?«

»Wann soll das denn gewesen sein?«, fragt David zurück.

»Dumme Frage von mir«, erwidere ich, weil es wirklich eine saudumme Frage war. Sein Gestern ist ja nicht mein Gestern. Klar, dass er sich an nichts erinnert.

»Pass auf!«, warne ich David vor. »Wenn wir gleich da vorne um die Ecke biegen, läuft auf dem Mittelstreifen

der Allee ein Dackel, der sich von der Leine gerissen hat. Und fährt lieber nicht zu nah an dem Haus vorbei. Da kommt gleich in ... eins, zwei, drei Sekunden eine Ladung dreckiges Wasser geflogen.«

In diesem Moment schüttet der Putzmann den Eimer aus, genau auf die Schuhe der Geschäftsfrau.

»Bist du unter die Wahrsager gegangen?« Davids Rad gerät ins Trudeln, weil er statt auf den Weg mich anschaut. Fast hätte er den Besitzer von dem kleinen türkischen Laden überfahren, der gerade sein Geschäft öffnet.

»Nein, aber ich habe diesen Tag schon mal erlebt«, antworte ich. »Da vorne ist übrigens der Hund, von dem ich gesprochen habe.«

Der Dackel rennt über die Allee und seine Besitzerin ihm hinterher.

»Aber das Highlight kommt jetzt, halt mal kurz an.«

David schaut mich immer noch so komisch von der Seite an, aber darauf achte ich gar nicht. Ich zeige einfach nach vorne, wo die beiden Glaser die Scheibe von ihrem Wagen heben, um sie über die Straße zu tragen. »Gleich wird da hinten ein dicker SUV um die Ecke

biegen und volle Kanne in die Scheibe krachen, weil die Fahrerin das durchsichtige Glas nicht gesehen hat.«

»Wetten, dass nicht«, sagt David, aber da kommt der Wagen auch schon angerast. Die Glaser brüllen, aber die Fahrerin reagiert nicht. Kurz darauf ist die ganze Straße mit Scherben übersät.

»Wow!«, macht David beeindruckt.

»Glaubst du mir jetzt?«

»Klar, gibt ja nur zwei Möglichkeiten. Entweder du hast das alles arrangiert, dann wäre es der größte Prank des Universums, und den traue ich dir nicht zu, sorry. Oder du hast das alles wirklich schon einmal erlebt, woher solltest du das sonst wissen?«

»Einmal?«, erwidere ich und lache. »Heute ist es das achte oder neunte Mal.«

Ich weiß wirklich schon nicht mehr so genau, wie oft ich diesen Tag bereits erlebt habe. Könnte auch das zehnte oder elfte Mal sein.

»Das ist genau wie in dem Film mit dem Kaninchen, das sie aus seiner Höhle holen«, sagt David.

»Murmeltier«, korrigiere ich ihn.

»Was?«, fragt David verständnislos.

»In dem Film, das war ein Murmeltier, kein Kaninchen.«

»Von mir aus könnte das auch ein Säbelzahniger gewesen sein, das ist völlig egal. Aber das ist cool, dass du das Gleiche erlebst.«

Das ist das Tolle an guten Freunden. Denen muss man gar nicht viel erklären, die glauben einem einfach und finden das auch noch cool. Wenn ich David vorschlagen würde, nackt durch die Stadt zu rennen, würde er auch nicht viele Fragen stellen und nur ein einziges Wort antworten: Cool.

Aber das mit dieser Endlosschleife ist nicht cool, genauso wenig, wie nackt durch die Straßen zu flitzen.

»Geht so, weil ich mir jetzt



jeden Tag die Sprüche anhören muss, die du für die Cheerleader gedichtet hast. Ich mag dich, echt, aber deine Cheers sind wirklich mies.«

»Du hast ja keine Ahnung von hoher Dichtkunst, du Physiker«, sagt David. »Ist aber auch egal, stell dir lieber mal vor, was du alles machen kannst.«

»Was denn?«, frage ich, weil ich keine Ahnung habe, wovon er redet.

»Na, einfach alles! Und nichts hat Folgen, weil die Uhr am nächsten Tag wieder auf null gestellt wird. Ich stell mir gerade vor, wie das in so einem Halbfinale wäre. Ich wüsste ja dann immer, wo die Bälle hingehen, und würde alles halten. Sogar nackt, weil es am nächsten Tag kein Schwein mehr interessiert.«

»Ja, nur gäbe es nie ein Finale, weil du immer nur das Halbfinale spielen müsstest.«

»Trotzdem cool!«

»Komm mit, ich zeig dir, dass es nicht cool ist. Wir müssen uns beeilen, du hast nämlich noch was zu tun.«

»Was denn?«

»Wirst du gleich sehen.«

Wir fahren mit dem Rad weiter, damit David pünkt-

lich da ist, um das Mädchen von der Pyramide aufzufangen. Wäre ja blöd, wenn sie sich wehtut, nur weil wir uns beide hier verquatscht haben.

Als das Verabschiedungsprogramm abgespult ist, frage ich Frau Planck, ob David mich zum Wettbewerb begleiten kann.

»Warum?«, fragt sie einsilbig

»Na ja, als mentale Unterstützung und so«, antworte ich. »Er ist Torwart, er kennt sich aus mit Wettbewerben.«

»Meinetwegen, wenn es dir hilft«, erwidert Frau Planck.

Unser Direktor hat auch nichts dagegen, der findet alles gut, was meine Siegchancen erhöht und den Ruf unserer Schule verbessert.

David findet die Idee auch super. Klar, da muss er nicht zur Schule, und außerdem ist er neugierig, was sonst noch alles passieren wird.

»WOW! So viele Nerds auf einem Haufen«, ruft er laut, als wir an der Stadthalle ankommen. »Und guck mal da vorne, da ist der Sohn von Albert Einstein mit einem Glas voll mit grünem Glibberschleim.«

»Das ist nicht der Sohn von Albert Einstein, das würde zeitlich schon gar nicht gehen. Einstein ist 1955 gestorben«, sagt Frau Planck streng. »Und das sind auch keine Nerds, das sind Kinder, die sich für Naturwissenschaften interessieren.«

»Nerds, sag ich doch«, erwidert David, während er im Kopf nachrechnet, warum das mit Einsteins Sohn nicht stimmen kann. Wenn man sich schon so lange kennt, weiß man einfach, was sein bester Freund denkt.

Als Frau Planck die Anmeldeunterlagen holt, erzähle ich David, was später passieren wird und dass es irgendwann BUMM macht.

»Bestimmt hast du beim Zusammenbauen irgendwas falsch gemacht«, sagt David. »Könnte doch sein, oder?«

»Nein, ich habe mich genau an die Anleitung gehalten«, antworte ich. »Damit ist alles okay.«

»Und wenn du sie einfach nicht starten lässt«, schlägt David vor. »Vielleicht passiert dann ja gar nichts.«

Daran hatte ich auch schon gedacht. Möglich wäre es. Während ich noch über Davids Vorschlag nachdenke, kommt Hanna mit ihrem Wetterballon auf uns zu.

David stößt mich in die Seite und flüstert: »Hey, das

ist doch Hanna! Dein alter Schwarm aus der Grundschule. Und die hat einen Luftballon dabei, wie auf einem Kindergeburtstag.«

»Das ist kein Luftballon, sondern ein Wetterballon!«, zische ich ihm zu. »Und ich habe NICHT für sie geschwärmt.«

»Klar hast du, aber sagt man bei Mädchen eigentlich auch Nerd, oder heißt es bei denen Nerdin?«, plappert David einfach weiter, bis Hanna uns erreicht hat.

Sie ist genauso kühl zu mir wie auch schon an den anderen Tagen. Mit David spricht sie gar nicht, weil sie aus der Grundschule noch weiß, dass er sich nur für Fußball interessiert.

»Boah, immer noch so eingebildet wie früher«, sagt David, als Hanna wieder weg ist.

»Sie ist nicht eingebildet«, widerspreche ich ihm. »Sie ist fokussiert.«

»Ja, aber nicht auf dich«, sagt David und lacht. »Die musst du schon irgendwie beeindrucken.«

»Und wie?«

»Keine Ahnung, aber du hast doch Zeit genug, wenn morgen alles wieder von vorne losgeht.«

Manchmal ist David gar nicht so dumm, auch wenn er keine Ahnung von Chemie oder Physik hat. Schade nur, dass er sich morgen an nichts wird erinnern können.

Ich baue die Rakete auf, pumpe, die Kirchenglocke läutet, und es macht WUMMS.

9. Kapitel

»Aufstehen! Du hast ...«

»Ich bin krank, ich kann nicht zum Wettbewerb«, unterbreche ich meine Mutter, weil ich ja sowieso weiß, was sie sagen wird.

»Was hast du denn?« Ihr Gesichtsausdruck hat sich mit einem Schlag verändert: von »Hahaha, jetzt verulke ich meinen Sohn« zu richtig besorgt. Das tut mir ein bisschen leid, aber es muss sein.

»Kopfschmerzen, ganz schrecklich, schlimme Kopfschmerzen«, murmele ich, weil man das immer sagen kann. Das lässt sich ja nicht überprüfen.

»Ach, du Ärmster! Aber du hast sowieso noch eine ganz Stunde Zeit, weil ... weil ...« Es ist ihr offensichtlich unangenehm, dass sie ihren schwer leidenden Sohn pranken wollte. »Vielleicht geht es dir bis dahin ja auch schon wieder besser.«

Sie gibt mir einen Kuss und geht zurück in die Küche, und fast habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich ihr eines gemacht habe. Ich habe natürlich keine Kopfschmerzen, ich will nur wissen, was passiert, wenn ich die Rakete nicht starte. Ob sich dieser Tag dann trotzdem wiederholt oder ob alles wieder normal weitergeht.

Wenn ich morgen mein altes Leben wiederhabe, ist alles gut. Mal davon abgesehen, dass ich den Wettbewerb nicht gewonnen habe. Das wird eine riesige Enttäuschung für meine Schule. Aber hey, was kann ich dafür, wenn ich krank werde? Das war dann halt leider Schicksal.

Wenn sich der Tag allerdings trotzdem wiederholt, dann ... Was hat David gestern gesagt?

»Du kannst alles machen, was du willst, und es hat überhaupt keine Konsequenzen.«

Das ist schon ein reizvoller Gedanke: Alles machen zu können, was man will. Auch die Sachen, die man sich sonst nie trauen würde. Man muss ja nicht gleich nackt durch die Fußgängerzone flitzen.

»Hier ist jemand krank? Das ist meine Spezialität, Humor heilt fast alles!« Mein Vater kommt in mein

Zimmer, um nach seinem kranken Sohn zu sehen. Er trägt seine rote Perücke und tut so, als würde er über seine eigenen Füße stolpern, um mich zum Lachen zu bringen. Das ist halt sein Job, und im Krankenhaus macht er das auch so.

»Sind nur Kopfschmerzen«, murmele ich. »Morgen geht es mir bestimmt schon wieder besser, ist nur doof wegen des Wettbewerbs.«

»Saudooof«, sagt mein Vater und tut so, als würde er sich eine Träne – ach was, einen ganzen Strom Tränen – aus den Augen wischen. Was Clowns halt so machen.

»Kennst du den: Was macht ein Pirat am Computer?« Mein Vater wartet meine Reaktion gar nicht erst ab, sondern gibt die Antwort gleich selbst. »Er drückt die Enter-Taste.«

»Den kannte ich schon.«

»Und was ist mit dem: Was macht ein Clown im Büro? Faxen!«

»Kenn ich auch, tu mir einfach einen Gefallen und lass mich allein. Ich will nur schlafen. Sag bitte nur in der Schule Bescheid, dass ich heute nicht kommen kann.«

Schließlich will ich ja nicht, dass der Direktor, Frau Planck, der Chor und die Cheerleader umsonst auf mich warten.

»Alles klar, mein Großer. Ich muss nachher zur Arbeit, aber Mama ist in ihrem Arbeitszimmer, Sprüche erfinden. Wenn was ist, melde dich einfach bei ihr.«

Er gibt mir einen Kuss und geht. Ich will natürlich nicht schlafen. Ich bleibe einfach liegen und starre auf die Uhr in meinem Zimmer. Fünf Stunden lang lasse ich sie nicht aus den Augen. Es wird acht Uhr, neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr, elf Uhr dreißig, elf Uhr vierzig, elf Uhr fünfzig, elf Uhr fünfundfünfzig, elf Uhr neunundfünfzig ...

Punkt zwölf wird alles schwarz, kurz darauf kommt meine Mutter in mein Zimmer und ruft: »Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät! Ausgerechnet heute!«

Damit ist ja wohl klar, dass diese ganze Wiederholungssache nichts, aber überhaupt nichts mit meiner Rakete zu tun hat.

Aber was steckt dann dahinter?

Keine Ahnung, ist mir aber im Augenblick egal, weil ich jetzt Davids Plan umsetzen werde. Wenn ich auch ohne den Wettbewerb immer wieder denselben Tag erlebe wie gestern, vorgestern und die anderen Tage davor auch, ist es völlig egal, was ich mache.

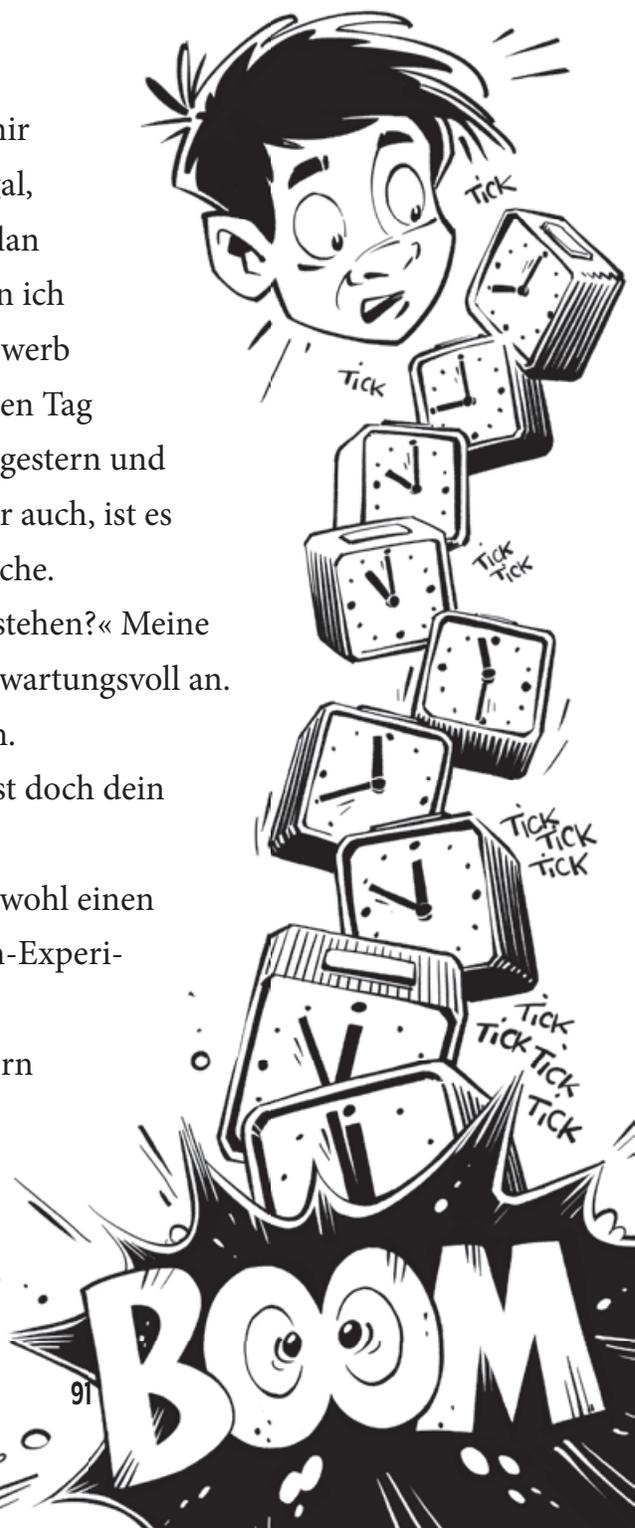
»Willst du nicht aufstehen?« Meine Mutter schaut mich erwartungsvoll an.

»Nein«, antworte ich.

»Wie nein?! Heute ist doch dein großer Tag!«

»Fällt aus, da gab es wohl einen Unfall mit einem Uran-Experiment«, murmele ich.

Und weil meine Eltern keine Ahnung haben von Physik, hätte ich ihnen genauso gut auch



erzählen können, dass die Stadthalle, wo der Wettbewerb stattfindet, von einem schwarzen Loch verschluckt worden ist.

Ein schlechtes Gewissen habe ich nicht.

Na ja, ein bisschen schon.

Aber morgen bin ich der Einzige, der noch von diesem Gespräch weiß. Da ist es eigentlich völlig egal, was ich sage.

Als meine Mutter gegangen ist, kommt mein Vater und fragt: »Ist das nicht gefährlich mit dem Uran?«

»Klar, deswegen fällt der Wettbewerb ja auch aus.«

»Ich meinte eigentlich eher für unsere Stadt, das Land, die Welt.« Er sieht tatsächlich ein bisschen ängstlich aus.

»So schlimm ist es auch wieder nicht, und immerhin habe ich dadurch einen freien Tag.«

»Schön für dich, ich muss zur Arbeit.« Mein Vater gibt mir einen Kuss und geht.

Ich bleibe liegen, lausche der Ketchupschlacht in der Küche und warte, bis meine Mutter in ihr Arbeitszimmer geht. Dann stehe ich auf, ziehe mich an und schleiche durch den Flur nach draußen.

Es ist neun Uhr, und damit bleiben mir noch exakt drei Stunden, in denen ich tun und lassen kann, was immer ich will. Ohne irgendwelche Konsequenzen fürchten zu müssen.

Das ist schon super.

Superanstrengend.

Das merke ich bei der Entscheidung, was ich als Erstes machen möchte.

Wenn man alles tun kann, was man möchte, weiß man überhaupt nicht, wo man anfangen soll. Abgesehen vom Nackt-durch-die-Fußgängerzone-Laufen, aber das will ich ja gar nicht. Das war nur Davids blöde Idee.

Ich könnte eine Bank überfallen.

Cooler Idee.

Dumm ist nur, dass ich das ganze Geld bis Mittag ausgegeben haben müsste, weil die Beute am nächsten Tag ja wieder verschwunden wäre. Außerdem traue ich mich das sowieso nicht. Ich würde mich ja nicht mal trauen, im Supermarkt eine Packung Kaugummi zu klauen. Selbst wenn mir gar nichts passieren könnte.

Also laufe ich einfach los. Nicht Richtung Schule,

sondern in die andere Richtung. Da alle meine Freunde in der Schule sind, besteht keine Gefahr, dass ich unterwegs jemandem begegne, den ich kenne.

Bei uns im Park ist eine Wiese, die man nicht betreten darf. Ich tue es trotzdem. Okay, das ist jetzt nicht so wahnsinnig mutig. Aber irgendwo muss ich schließlich anfangen.

Sofort kommt eine Frau in Uniform angerannt und brüllt: »Runter da! Aber sofort! Dich kenne ich doch, das sage ich deinen Eltern!«

Im ersten Moment zucke ich zusammen, aber dann denke ich, dass es völlig egal ist. Soll sie es doch meinen Eltern erzählen. Selbst wenn sie sich aufregen würden, hätten sie es morgen früh sowieso wieder vergessen.

Nach der Rasensache werde ich ein wenig mutiger.

Während ich durch die Stadt laufe, grüße ich einfach jeden, der mir entgegenkommt, und mache ihr oder ihm Komplimente.

»Schöne Jacke.«

»Tolle Hose.«

»Ihre Haare sind super.«

Da strahlen die Leute, denn das sind sie nicht gewohnt. Weil ich nichts zu verlieren habe, sage ich aber auch, wenn mir etwas nicht gefällt.

»Die ist ja schrecklich, die Jacke.«

»Boah, ist das eine hässliche Hose.«

»Sie sollten mal zum Friseur gehen.«

Das macht Spaß, ist aber nicht ganz ungefährlich. Ich habe mal irgendwo den klugen, alten Spruch gehört:

»Wer die Wahrheit sagt, braucht ein schnelles Pferd.« Ich habe

kein Pferd, und selbst

wenn, würde mir das

überhaupt nichts

nützen, weil ich

nicht reiten

kann. Deswegen

brauche ich

schnelle Beine.

Einmal rettet

mich die Kirchturm-

uhr, als

jemand hinter



mir her ist. Er hat mich schon fast eingeholt, und er ist ziemlich wütend auf mich. Nur weil ich ihm gesagt habe, dass weiße Socken in Sandalen so richtig blöde aussehen. Als er seine Hand nach mir ausstreckt, schlägt es zwölf, alles wird schwarz, und ich wache am nächsten Morgen wieder in meinem Bett auf.

10. Kapitel

Korrektur: Es ist nicht der nächste Morgen. Nicht für mich. Es ist immer derselbe, und weil ich ewig viel Zeit habe, hole ich das mit dem Reiten nach. Einen Monat lange gehe ich jeden Tag zum Unterricht. Einfach, weil ich Lust darauf habe. Morgens ist auf dem Reiterhof nicht viel los, alle anderen Kinder sind ja in der Schule, und kosten tut mich der Unterricht auch keinen Cent. Die erste Schnupperstunde ist umsonst, und ich sage dem Reitlehrer jeden Tag: »Beim nächsten Mal bezahle ich dann, Ehrensache.«

Nach dreißig Tagen Training falle ich nicht mehr ständig vom Pferd, sondern kann sogar schon über Hindernisse springen. Zwei Monate später bin ich richtig gut und könnte sogar an Rodeos teilnehmen. Dem Reitlehrer erzähle ich einfach, dass ich das bei einem Schüleraustausch in Texas gelernt hätte.

Aber das mit der Zeit ist so eine Sache. Einerseits habe ich unendlich davon und könnte alles lernen, was ich wollte. Ich könnte im Schwimmbad komplizierte Sprünge vom Zehner trainieren, bis ich sie fehlerlos beherrsche. Köpper, Saltos, Schrauben ... das ganze Programm.

Aber was bringt mir das?

Morgens ist ja noch keiner im Schwimmbad, um mich zu bewundern, und zur Olympiade komme ich damit auch nicht, weil die erst im Sommer ist.

Völlig unerreichbar für mich.

Ich erlebe ja nicht mal den nächsten Tag.

Einen weiteren Monat verbringe ich meine Vormittage in der Bücherei und lese alle Bücher, die jemals über die Zeit geschrieben wurden. Eine Erklärung für meine Situation finde ich darin nicht.

Wenigstens werde ich scheinbar nicht älter. Jeden Morgen checke ich mein Gesicht im Spiegel, um zu gucken, ob ich einen Bart kriege oder Pubertätspickel oder so was. Keine Spur. Ich verändere mich kein bisschen, obwohl ich mittlerweile mindestens schon ein halbes Jahr in dieser Zeitschleife feststecke. Genau weiß

ich das nicht, weil ich irgendwann aufgehört habe, die Tage zu zählen.

Aber wenn ich mich nicht verändere, werde ich mein Leben lang zwölf bleiben und niemals 13, 16 oder 18 werden. Und das bedeutet: Ich werde niemals einen Führerschein machen dürfen oder wählen gehen. Nicht, dass ich auf beides besonders scharf wäre, aber irgendwie blöd ist das schon.

Da es keinen Sinn macht, etwas Vernünftiges zu lernen oder nach einer Erklärung zu suchen, mache ich einfach weiter Quatsch.

Beispiele?

Gerne.

- Ich setze mich in einen Zug nach Berlin, ohne Fahrkarte, einfach so, in die erste Klasse. Aber weil ich nicht geguckt habe, wie lange die Fahrt dauert und die Bahn außerdem Verspätung hat, wache ich wieder in meinem Bett zu Hause auf, bevor der Zug die Hauptstadt überhaupt erreicht hat.
- Ich springe in den großen Brunnen bei uns auf dem

Marktplatz, um darin zu baden. Keine gute Idee, weil das Wasser ziemlich dreckig ist, und schrecklich kalt ist es auch. Wenigstens kriege ich keine Erkältung, weil man die ja immer erst am nächsten Tag bekommt.

- Ich gehe um elf Uhr in die beste Konditorei der Stadt, futtere mich einmal durch die leckersten Torten und sage dem Kellner kurz vor zwölf, dass ich dann gerne zahlen möchte. Als er mit der langen Rechnung kommt, liege ich längst wieder bei mir zu Hause in meinem Bett und werde von meiner Mutter geweckt. Das mache ich fünf Mal hintereinander, und danach kann ich keinen Kuchen mehr sehen.
- Ich laufe im Kino schnell an der Kasse vorbei, verstecke mich in der letzten Reihe und sehe mir einen Film an, den ich eigentlich noch gar nicht gucken darf. Aber der ist total langweilig, weil nur geredet wird und überhaupt nichts passiert.
- Ich kaufe eine Packung Eier und bewerfe alle Autos, die sich nicht an die Geschwindigkeitsbeschränkung halten und viel zu schnell an Schulen oder Kindergärten vorbeifahren. Das sind eine ganze Menge, und es

dauert gar nicht lange, dann muss ich im Supermarkt Nachschub holen. Wenn ein Wagen doof geparkt ist und den halben Bürgersteig oder einen Zebrastreifen blockiert, laufe ich einfach über ihn drüber: Ich steige auf die Kühlerhaube, klettere über die Windschutzscheibe aufs Dach und über den Kofferraum wieder runter. Das gibt jedes Mal ein ziemliches Geschrei von den Besitzern der Autos, und deswegen mache ich das lieber immer erst kurz vor zwölf. Die wissen ja nicht, dass die Beulen am nächsten Tag alle von ganz allein wieder verschwunden sind.

- Ich gehe in den Kiosk, in dem mich der Besitzer wegen meines Vornamens mal ganz fies beleidigt hat. Nur, weil es kein deutscher Name ist. Eigentlich wollte ich ihm in den Laden pinkeln, das hätte er echt verdient. Aber das traue ich mich dann doch nicht. Stattdessen bastele ich mir ein paar Stinkbomben. Ich sage dem Mann, dass es total blöd ist, Leute wegen ihres Namens doof anzuquatschen, und werfe die Stinkbomben hinter die Theke. Bringt aber nichts. Leider. Am nächsten Morgen kann er sich an nichts mehr erinnern und ist genauso ein Idiot wie vorher.

Ich habe sogar Fotos von den Aktionen gemacht. Dazu hatte ich mir extra das Handy von meiner Mutter geliehen. Aber am nächsten Tag findet sich kein einziges Foto in der Galerie, weil es den gestrigen Tag für alle anderen und auch für das Smartphone ja gar nicht gegeben hat.

Den erlebe ja nur ich, immer wieder und wieder. Deswegen nützt mir auch meine tolle Idee mit den Sportwetten nichts. Wenn bei uns Vormittag ist, haben die Japaner schon Nachmittag. Ich suche mir im Internet die Fußballergebnisse der japanischen Liga raus. Und weil ich so genau weiß, wer die Spiele an diesem Tag gewinnen wird, wette ich mit der Kreditkarte meines Vaters direkt nach dem Aufstehen ein paar Euro auf den Sieger. Das klappt super, und ich werde sogar richtig reich. Aber leider nur für einen Tag. Am nächsten Morgen ist das ganze Geld wieder verschwunden. Eine gute Geschäftsidee ist das jedenfalls nicht, und nur wenn ich ganz schnell bin, kann ich mir ein paar Sachen kaufen, die dann am nächsten Morgen aber auch wieder futsch sind. Das scheint so eine Art Regel zu sein:

- Neues Geld und Dinge, die ich davon kaufe, sind am nächsten Tag wieder weg. Genauso wie die Fotos, die ich mache.
- Aber was ich an dem Tag lerne, bleibt in meinem Kopf und verschwindet nicht. Das weiß ich am nächsten Tag immer noch. Ich kann mich ja auch an die immer gleichen Tage davor erinnern. Die Festplatte in meinem Kopf wird also nicht jeden Morgen gelöscht. Das finde ich ziemlich beruhigend. Einerseits. Andererseits würde mir die ewige Wiederholungsschleife gar nicht auffallen, wenn es anders wäre. Dann hätte ich das Problem gar nicht, das ich habe.

Keine Ahnung, warum das so ist, wie es ist. Aber das ist ja nicht das Einzige, was ich an der ganzen Sache nicht verstehe.

Mit der Zeit ist es unglaublich langweilig, wenn man alles machen kann, was man will, ohne irgendwelche Konsequenzen befürchten zu müssen. Es ist so langweilig, dass ich sogar Davids Idee gut finde.

Nein, keine Sorge, ich werde nicht nackt durch die Fußgängerzone rennen.

Ich werde nackt auf einem Pferd durch die Fußgängerzone reiten.

Das ist noch viel cooler, und ich wette, den Leuten fallen die Augen aus dem Kopf, wenn sie mich sehen. Ich gehe zu dem Pferdehof, auf dem ich Reiten gelernt habe, und führe heimlich mein Lieblingspferd aus dem Stall: einen großen Apfelschimmel.

Mit dem mache ich mich auf den Weg in die Stadt, und kurz bevor ich in die Fußgängerzone komme, ziehe ich mich nackt aus. Na ja, fast. Die Unterhose lasse ich an, weil mir das dann doch zu peinlich ist.

Dann schnalze ich, und der Schimmel gibt Gas. Er galoppiert durch die Fußgängerzone, und alle Leute bleiben stehen und starren mich an, als wäre ich ein Geist. Das macht richtig Spaß. Leider ist unsere Fußgängerzone ziemlich kurz, sodass ich schon bald »Brrr!« rufen muss. Ich wende den Schimmel, und dann geht es wieder zurück. Wenn David mich so sehen könnte, der würde Augen machen. Aber der ist ja in der Schule. Dafür begegne ich meiner Mutter.

»Samir, was machst du denn da?!«, brüllt sie.

Ich erlebe diesen Tag nun schon seit über einem halben Jahr, aber ich war vorher noch nie in der Fußgängerzone unterwegs. Und deswegen hatte ich keine Ahnung, dass meine Mutter hier heute einkaufen geht.

Ausgerechnet heute!

»Komm sofort von dem Pferd runter und zieh dir was an«, ruft sie mir hinterher. »Außerdem kannst du doch über-



haupt nicht reiten! Du wirst noch runterfallen und dir wehtun.«

Ich tue so, als hätte sie mich verwechselt. Trotzdem werde ich knallrot. Ich galoppiere ein letztes Mal durch die Fußgängerzone und dann zurück zum Reiterhof. Dort verstecke ich mich im Stall und warte, bis es zwölf Uhr ist.

Das Gute ist: Morgen wird meine Mutter sich an nichts erinnern und das Bild von ihrem nackten Sohn auf dem Pferd vergessen haben.

Das Schlechte ist: Ich werde mich für immer daran erinnern und das entsetzte Gesicht meiner Mutter niemals vergessen.

Während ich im Heu auf das Mittagsläuten warte, beschließe ich, mit dem Quatschmachen aufzuhören. Ich werde meine Zeit anders nutzen, irgendwie sinnvoll, auch wenn ich keine Ahnung habe wie.

11. Kapitel

Als ich nach dem morgendlichen Wecken entspannt und ohne Eile in die Küche komme, sehen meine Eltern ein bisschen enttäuscht aus, weil ich mich überhaupt nicht hetze, sondern ohne Eile am gedeckten Tisch Platz nehme.

»Oh, schade, hat nicht geklappt«, bedauert meine Mutter, und mein Vater reicht mir das Marmeladenglas und fragt: »Erdbeere, die magst du doch?«

Ich schüttele mitleidig den Kopf und schmiere mir ein Brot mit Nussnougatcreme.

»Aber ich nehme welche«, sagt meine Mutter und greift nach der Marmelade. Für einen kurzen Moment überlege ich, ob ich sie warnen soll. Aber sie hat ja gerade selbst versucht, mich mit der falschen Uhrzeit reinzulegen.

»Sag mal«, frage ich meine Mutter, während sie ihr

Brot mit der roten Soße beschmiert. »Ist dir gestern in der Fußgängerzone irgendetwas Komisches aufgefallen?«

»Ich war gestern gar nicht dort, da wollte ich erst heute hin. Warum fragst du?«

»Nur so«, antworte ich. Ich wollte einfach nur sichergehen, dass sie von meinem Nacktritt wirklich nichts mitbekommen hat.

»Musst du nicht langsam los zu deinem Wettbewerb?«, erkundigt sich mein Vater, ohne meine Mutter dabei aus den Augen zu lassen.

»Fällt aus, bei einem der Experimente gab es eine Kernschmelze«, erwidere ich.

»Ist das nicht furchtbar gefährlich?«, fragt mein Vaterbesorgt.

»Deswegen fällt er ja auch aus«, antworte ich. »Und die Schule auch, da muss die ganze Sauerei erst wieder aufgewischt werden. Ist ja alles geschmolzen.«

Meine Eltern nicken, als würde das Sinn ergeben, was ich gerade erzählt habe. Manchmal glaube ich echt, dass ich bei der Geburt im Krankenhaus vertauscht worden bin. Meine echten Eltern sind bestimmt beide Professoren für Quantenphysik und Astro...

In dem Augenblick beißt meine Mutter in ihr Brot, schreit los und startet mit meinem Vater ihre Tomatenschlacht. Das ist schon lustig. Ich muss nur aufpassen, dass ich nichts abbekomme. Krieg ich natürlich trotzdem. Ein Spritzer trifft mich genau auf der Stirn, und da bleibt mir gar nichts übrig, als auch mitzumachen. Wir hören erst auf, als das Marmeladenglas leer ist und die Küche aussieht, als wäre hier irgendwer oder irgendwas geschlachtet worden.

»Was hast du denn dann heute vor?«, fragt mein Vater, als wir zusammen alles wieder sauber machen.

Gute Frage.

Keine Ahnung.

»Du könntest mir helfen, ich brauche bis heute Mittag noch drei lustige Sprüche für die neue Glückskeks-Edition«, schlägt meine Mutter vor.

Das finde ich ehrlich gesagt nicht so spannend.

Aber die Grundidee ist gut.

»Kann ich nicht mal mit dir ins Krankenhaus gehen und sehen, was du da machst?«, frage ich meinen Vater.

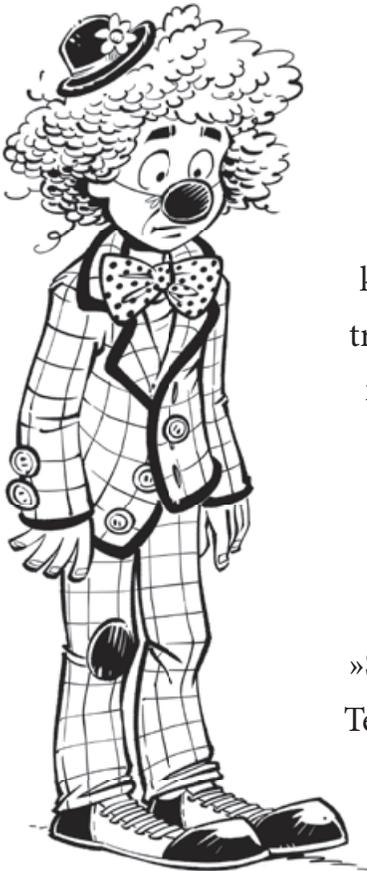
Das habe ich noch nie getan, und das könnte ja ganz lustig werden, immerhin ist er Clown.

Mein Vater sieht mich einen Moment überrascht an, dann nickt er nur und sagt: »Klar, das wäre super. Aber ...«

»Was aber?«

»Du müsstest dich natürlich auch als Clown verkleiden, damit wir da als Duo auftreten können.«

Ich schlucke, aber dann denke ich: *Völlig egal, ich kann machen, was ich will, und niemand wird sich am nächsten Tag daran erinnern.*



»Muss das sein?«

Mein Vater hält mir eine blau karierte Jacke und Hose hin. Er trägt dasselbe in Rot, und selbst ihm sind die Sachen zu groß.

Genau wie seine Schuhe, in die seine Füße doppelt reinpassen würden.

»Muss«, erwidert mein Vater.
»Schließlich sind wir heute ein Team im Krankenhaus. Wir zau-

bern den Menschen dort ein Lächeln ins Gesicht, damit es ihnen besser geht.«

»Sie werden nicht lächeln, sich werden sich totlachen«, sage ich. »Und das willst du nicht wirklich, oder?«

»Blödsinn, und jetzt zieh das hier noch auf.« Er reicht mir eine blaue Perücke, die mir ebenfalls viel zu groß ist. »Und beeil dich, sonst kommen wir zu spät. Die warten schon auf uns.«

Ich ziehe mich um, und als wir vor dem Spiegel im Flur stehen, sehen wir aus wie Zwillinge. Nur in unterschiedlichen Größen und Farben.

Meine Mutter kommt aus ihrem Arbeitszimmer und kriegt einen Lachanfall. Sie kann sich gar nicht beruhigen und muss sich sogar an der Wand festhalten, um nicht umzufallen.

»Ihr seht aus wie dieser Clown aus *ES*. Nur doppelt und in einer XS- und einer XL-Version«, ruft sie atemlos zwischen ihren Lachattacken. Erst als sie das enttäuschte Gesicht meines Vaters sieht, schiebt sie schnell hinterher: »Aber in Süß, alle beide.«

»Ich habe doch gesagt, die Leute werden sich totlachen«, sage ich.

»Lachen ist gut, Lachen macht gesund«, erwidert mein Vater sauer und wirft meiner Mutter einen wütenden Blick zu, weil er sich in seiner Berufsehre beleidigt fühlt.

Er schiebt mich schnell zur Tür raus, die Treppe runter und rein ins Auto. Dann fahren wir schweigend zum Krankenhaus, und ich mache mich im Sitz so klein wie möglich, damit mich von außen keiner sieht. Eigentlich könnte es mir egal sein, ist es aber nicht. Gegen die Verkleidung, die ich trage, war der Nacktritt gestern eine Kleinigkeit.

»Was muss ich überhaupt machen?«, frage ich meinen Vater.

»Mach einfach genau das, was ich mache«, antwortet er, und dann sind wir auch schon da.

Wir steigen aus, betreten das Krankenhaus, und da passiert etwas Seltsames. Alle Menschen, denen mein Vater begegnet, lächeln ihn an. Ganz egal, ob sie im Rollstuhl sitzen oder im Bademantel über die Flure schlurfen. Auch die Ärztinnen und Krankenpfleger haben plötzlich so ein Strahlen im Gesicht. Es ist, als hätte das

Auftauchen meines Vaters bei allen einen Schalter umgelegt. Egal, wie traurig die Menschen vorher gewirkt haben: Kaum ist mein Vater da, sind die schlechte Laune und die Sorgen verflogen.

Und das Beste ist: Bei mir klappt das auch!

Die Ärzte, Pfleger und Kranken strahlen mich genauso an. Das ist schon ein schönes Gefühl.

»Wer ist das denn?«, fragt eine Ärztin und zeigt lachend auf meine blaue Perücke und meine viel zu großen Schuhe.

»Das ist mein Sohn, Clown junior«, antwortet mein Vater. »Der macht heute so eine Art Praktikum bei mir.«

»Muss der nicht zur Schule?«

»Nein, da war eine Kernschmelze, und jetzt müssen die da erst alles wieder aufwischen«, erklärt mein Vater.

Die Ärztin zieht die Stirn in Falten.

»Das war ein Witz«, rufe ich schnell dazwischen.

Da lacht sie, und ich habe noch mal Glück gehabt.

»Zuerst besuchen wir Zoe«, sagt mein Vater.

»Was hat sie eigentlich?«, will ich wissen, aber mein Vater antwortet nicht, weil gerade ein alter Mann mit Krücken ein Selfie mit ihm machen möchte. Und mit

mir natürlich auch. Der weiß ja nicht, dass das Foto morgen nicht mehr da sein wird.

»Dein Vater ist ein Held«, sagt der alte Mann zu mir. »Ohne den wäre es hier viel langweiliger, stinklangweiliger wäre es. Du kannst wirklich stolz auf ihn sein.«

»Ach was«, wiegelt mein Vater ab, weil ihm das Lob unangenehm ist. Er greift in seine Jackentasche, holt einen Luftballon heraus, bläst ihn auf und faltet daraus einen Elefanten. »Hier, der ist für Sie.«

»Danke«, antwortet der Mann glücklich. »Den schenke ich meinem Enkel, der kommt mich heute Nachmittag besuchen.«

»Was ist denn jetzt mit dieser Zoe?«, frage ich, als wir weiter über die endlosen Krankenhausflure laufen.

Aber mein Vater antwortet immer noch nicht, sondern bleibt vor einer Tür stehen. Im nächsten Moment klopft er auch schon an und betritt das Zimmer dahinter.

12. Kapitel

In dem Raum steht nur ein einziges Bett, und darin liegt ein Mädchen. Sie ist ungefähr zwei Jahre jünger als ich, trägt ein Baseballcap und sieht schrecklich blass aus. In ihrem rechten Unterarm, der über der Bettdecke liegt, steckt ein Schlauch. Der Schlauch führt zu einem Beutel, der an einem Gestell neben dem Bett hängt. Neben ihr auf dem Nachttisch liegen ein paar Bücher und ganz viele Döschen mit Tabletten. Hinter ihr an der Wand hängt ein Poster mit einer K-Pop-Band, die ich nicht kenne.

»Was lebt im Wald und macht ticktack?«, ruft mein Vater zur Begrüßung. Er wartet die Antwort aber gar nicht erst ab, sondern gibt sie gleich selbst. »Ein Uhrang-Utan.«

Das Mädchen lacht gequält, und ich bin nicht sicher, ob es daran liegt, dass es ihr nicht gut geht, oder weil sie den Witz meines Vaters genauso doof findet wie ich.

Uhrang-Utan!

Echt jetzt?!

»Wie geht es dir denn heute, Zoe? Besser als gestern?«, erkundigt sich mein Vater, und das ist ausnahmsweise kein Scherz, sondern es scheint ihn wirklich zu interessieren.

Zoe macht eine unbestimmte Handbewegung und flüstert: »Geht so.«

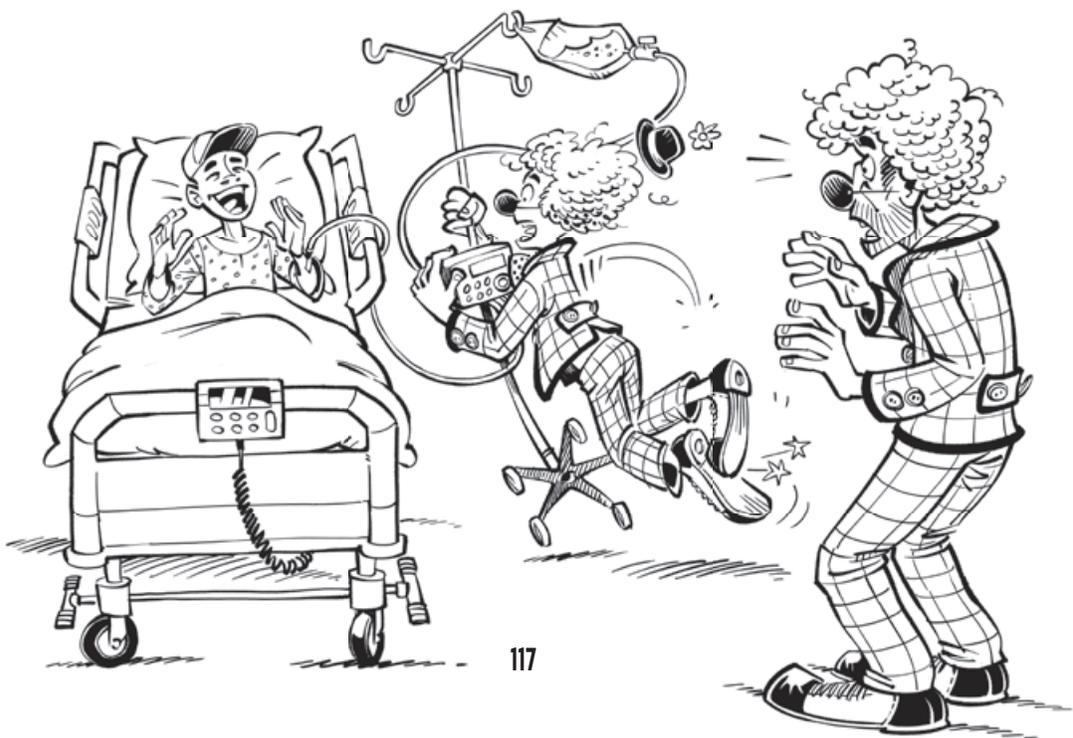
»Der Zwergenc clown hier neben mir ist übrigens mein Sohn«, stellt mein Vater mich vor. »Komm rein, Samir, und sag artig Guten Tag.«

Ich mache unsicher ein paar Schritte in das Zimmer und stolpere dabei über meine viel zu großen Schuhe. Damit ich nicht hin falle, greife ich nach dem ersten, was ich zu fassen kriege. Das ist dummerweise der Ständer neben Zoes Bett, und das ist ziemlich blöd, weil der mir überhaupt keinen Halt gibt und da ja auch der Beutel dranhängt, aus dem Zoe mit Medikamenten versorgt wird. Zusammen mit dem Gestell gehe ich krachend zu Boden. Mein Vater reagiert sofort und drückt auf einen roten Notfallknopf, der neben Zoes Bett an der Wand ist.

Sofort stürmt ein Krankenpfleger ins Zimmer, der

alles wieder in Ordnung bringt. Das dauert nur ein paar Sekunden, und dann ist er auch schon wieder draußen. Ohne zu schimpfen. Er wirft mir nur einen bösen Blick zu, als ich entschuldigend auf meine viel zu großen Schuhe zeige.

Zoe schimpft auch nicht, die lacht. Nicht nur ein bisschen und aus Höflichkeit, wie bei dem Witz meines Vaters, sondern richtig doll. Sie kann sich gar nicht mehr beruhigen, auch wenn sie das ziemlich anstrengt,



das kann ich sehen. Immerhin ist sie danach nicht mehr ganz so blass, und vielleicht hat mein Vater ja recht damit, dass Lachen Krankheiten heilen kann.

»Auf einer Bananenschale auszurutschen oder über seine Schuhe zu stolpern, bringt immer einen Lacher«, zischt mein Vater mir zu. »Machen aber eigentlich nur Anfänger, Profis wie ich haben das nicht nötig.«

Ich glaube, er ist ein bisschen eifersüchtig, weil Zoe über meine peinliche Stunt-Einlage mehr gelacht hat als über seinen Uhrang-Utan.

Wir bleiben eine halbe Stunde an Zoes Bett sitzen, länger als bei allen anderen Patienten. Mein Vater liest ihr aus einem der Bücher vor, die auf dem Nachttisch liegen, und faltet aus Luftballons Einhörner und Ponys für sie. Obwohl Zoe auf mich gar nicht wie ein Pferd mädchen wirkt. Aber was weiß ich schon über sie, ich kenne sie ja gar nicht.

Ich sage kaum was, weil ich nicht weiß, was ich sagen soll. Außer, dass ich mich gefühlte tausend Mal für den Unfall mit dem Medikamentenständer entschuldige. Weil es mir immer noch so peinlich ist. Und gefährlich war das ja auch. Aber immer, wenn ich damit anfang,

beginnt Zoe wieder zu lachen, weil es vermutlich einfach zu lustig ausgesehen hat.

Dann verabschieden wir uns von ihr und schauen noch bei ein paar anderen Patienten vorbei. Mein Vater macht Witze, und ich achte auf meine Füße, damit ich mich nicht noch mal auf die Nase lege und dabei irgendwas umwerfe.

Wir besuchen Alte und Junge, Schwerkranke und Menschen, die nur einen harmlosen Eingriff hatten. Und überall, wo wir auftauchen, ist die Stimmung nachher viel besser als vorher.

Bis auf die Station mit den Neugeborenen.

Da kommt uns eine Krankenschwester mit Zwillingen auf dem Arm entgegen. Die sind ganz frisch, das sieht man, weil ihre Haut noch rot und schrumpelig ist. Als die Schwester an uns vorbeiläuft, macht mein Vater eine Grimasse, die komisch aussehen soll. Die Zwillinge fangen sofort an zu brüllen, und die Krankenschwester schaut meinen Vater vorwurfsvoll an. Aber den hat der Ehrgeiz gepackt. Er will die beiden jetzt unbedingt zum Lachen bringen und macht noch mehr Grimassen und Faxen. Die Folge ist, dass die Babys noch lauter brüllen,

bis die Schwester genug hat und die Zwillinge zurück zu ihrer Mutter bringt.

»Völlig humorlos, die beiden Zwerge. Die werden bestimmt mal Physiklehrer, so wie deine Frau Planck«, brummt mein Vater, als wir weiterlaufen, und das ist dann doch irgendwie komisch.

Ich hätte meinen Vater schon viel früher bei seiner Arbeit begleiten sollen, um zu sehen, was für einen tollen Job er macht. Okay, abgesehen von der Babystation. Von allen Tagen, die ich bisher in meiner Zeitschleife verbracht habe, ist das mit Abstand der beste. Trotz der komischen Klamotten, die ich tragen muss. Aber hier kennt mich ja keiner, und wenn, wäre es mir auch egal.

Ich freu mich sogar schon darauf, morgen wiederzukommen. Also an meinem »morgen«. Und an meinem »übermorgen« und »überübermorgen« auch.

Mein Vater scheint den Tag mit mir im Krankenhaus ebenfalls zu genießen, und ich glaube, er ist sogar ein bisschen stolz auf mich, weil ich es schaffe, die Leute zum Lachen zu bringen. Und das liegt nicht nur an den

komischen Klamotten und der Perücke, die ich trage, sondern weil meine Witze einfach besser sind als seine.

Irgendwann muss ich aufs Klo, aber das ist gar nicht so einfach. Weil meine Schuhe so riesig sind, stehe ich viel zu weit weg vom Pinkelbecken. Da muss ich richtig gut zielen, um nicht danebenzumachen. Deswegen dauert das alles doppelt so lange wie gewöhnlich, und als ich fertig bin, wartet mein Vater nicht vor der Tür. Ich laufe durch das ganze Krankenhaus, um ihn zu suchen.

Als ich ihn endlich finde, sitzt er in seinem Kostüm mit der roten Perücke auf einem Stuhl vor Zoes Zimmer. Es sieht fast so aus, als würde er weinen. Ein heulender Clown ist so ziemlich das Traurigste, das man sich vorstellen kann.

»Was ist denn los?«, frage ich erschrocken.

»Zoe«, antwortet er.

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist eben gestorben, keine fünf Minuten her.«

»Weil ich den Ständer umgerissen habe?« Mir wird ganz schlecht bei dem Gedanken.

»Nein, nein«, beruhigt mich mein Vater und legt mir

seinen Arm um die Schulter. »Sie war unheilbar krank, die Ärzte konnten ihr schon lange nicht mehr helfen, und das wusste sie auch. Sie war so tapfer. Mit dir hat das überhaupt nichts zu tun. Im Gegenteil, du kannst stolz auf dich sein. Du hast sie noch ein letztes Mal zum Lachen gebracht.«

Ich bin völlig fertig, weil es so ungerecht ist, dass Zoe ausgerechnet an diesem Tag stirbt und das immer wieder tun wird. Morgen, übermorgen und alle noch kommenden Tage, die ich erleben werde, auch. In diesem Film mit dem Dachs oder Murmeltier stirbt auch jemand an dem Tag, der sich immer wiederholt, und der Reporter kann das auch nicht ertragen.

Genauso wenig wie ich.

Es gibt nur eine Sache, die noch trauriger ist als ein heulender Clown, und das sind zwei heulende Clowns. Ich sitze mit meinem Vater auf dem Flur und fange auch an zu weinen. Wir weinen beide, bis irgendwo draußen eine Kirchturmuhre zu Mittag schlägt und ich wieder in meinem Bett aufwache.

13. Kapitel

Am nächsten Morgen kann ich es gar nicht erwarten, mit meinem Vater in die Klinik zu fahren. Ich habe nämlich einen Plan gefasst. Meine Mission lautet: Ich werde verhindern, dass Zoe an MEINEM Tag sterben muss.

Mir ist schon klar, dass sie da nicht die Einzige ist. Jeden Tag sterben in Deutschland etwa zweitausend Menschen, das habe ich nachgelesen. Weltweit sind es noch viel, viel mehr.

Aber die kenne ich halt nicht. Nicht so wie Zoe.

Als wir ihr Zimmer betreten, passe ich auf, dass ich diesmal nicht stolpere und wieder irgendwas umreiße. Ich bin ganz vorsichtig, und als mein Vater zum nächsten Patienten gehen will, bleibe ich sitzen und unterhalte mich einfach weiter mit Zoe. Das mache ich ungefähr drei Monate lang. Jeden Morgen fahre ich mit meinem

Vater in die Klinik und sitze an Zoes Bett. Abgesehen von der Zeit, in der ich mit ihren Ärzten rede. Zuerst wollen sie nichts sagen, aber dann verraten sie mir doch, dass sie Zoe nicht helfen können. Das glaube ich ihnen aber nicht, und deswegen lese ich eine Woche lang alles, was ich über ihre seltene Krankheit im Internet auftreiben kann. Ich suche nach neuen Medikamenten, die Zoe wieder gesund machen können. Ich finde aber keine, und das macht mich so fertig, dass ich eine weitere Woche einfach nur traurig im Bett liegen bleibe.

Aber das bringt ja auch nichts, und deswegen fahre ich in meinem blauen Clownskostüm mit meinem Vater wieder ins Krankenhaus, um Zoe ein wenig aufzuheitern. Außerdem nutze ich die endlose Zeit, die ich habe, und lerne zwischendurch aus Luftballons Tiere zu kneten. Dackel, Elefanten und Einhörner habe ich schon nach ein paar Stunden drauf. Um zu lernen, wie man Prinzessinnenschlösser und Piratenschiffe knotet, brauche ich fünf Tage. Aber das ist es wert, weil sich Zoe vor allem über die Piratenschiffe freut wie Bolle.

»Wann hast du das denn gelernt?«, fragt mein Vater überrascht, als ich morgens am Frühstückstisch übe.

»Das ist viel hübscher als die Elefanten von deinem Vater«, sagt meine Mutter.

»Von wegen!«, brummt mein Vater und hält ihr das Marmeladenglas mit der Tomatensoße hin. »Aber du hast recht, das sieht schon klasse aus.«

Da ist wieder so ein bisschen Eifersucht in seiner Stimme. Aber auch Stolz, viel Stolz. Definitiv mehr Stolz als Eifersucht.

Die meiste Zeit aber reden Zoe und ich einfach nur, bis sie irgendwann vor Erschöpfung einschläft. Dann schleiche ich mich aus dem Zimmer, weil ich nicht dabei sein möchte. Stattdessen rufe ich ihre Eltern an, damit sie es rechtzeitig in die Klinik schaffen, um sich verabschieden zu können. Die Nummer habe ich mir schon vor Wochen aus dem Büro der Pfleger besorgt, als die irgendwo auf den Fluren unterwegs waren. Aber ich warte nicht ab, bis Zoes Eltern kommen, sondern hocke mich irgendwo in ein Wartezimmer, bis es zwölf schlägt.

Zoe und ich reden über alles Mögliche. Nicht nur über ihre Krankheit, sondern auch über ganz normale Sachen. Sie erzählt mir alles über die K-Band auf dem Plakat, das bei ihr an der Wand hängt. Ich höre ihr zu, obwohl ich K-Pop nicht besonders mag. Aber als sie mir auf ihrem Handy ein paar Songs vorspielt, finde ich die gar nicht so schlecht.

Und ich erzähle ihr von dem Wettbewerb und Hanna, die mich nicht leiden kann.

»Das muss ja nicht so bleiben«, sagt Zoe. »Du musst ihr zeigen, was für ein toller Kerl du bist.«

»Meinst du?«

»Klar, aber wenn ich dir einen Tipp geben darf: Zieh vorher dieses dämliche Kostüm aus. Außer mir gibt es nicht so viele Mädchen, die auf Clowns stehen.«

Und weil ich mit Zoe über alles reden kann, erzähle ich ihr auch von diesem Tag, den ich jeden Tag wieder von Neuem erlebe. Zoe glaubt mir natürlich kein Wort und denkt, ich wollte sie mit der verrückten Geschichte nur aufmuntern.

»Das ist wie in dem Film mit dem Eichhörnchen.«

»Es war ein Murmeltier«, korrigiere ich sie.

»Fändest du das eigentlich gut oder schlecht, wenn so etwas wirklich passieren würde?«, will Zoe wissen.

»Hat wahrscheinlich wie alles Vor- und Nachteile«, antworte ich ausweichend. »Das Blöde wäre wahrscheinlich, dass man einfach nicht wüsste, wann es aufhört.«

»In dem Film mit dem Eichhörnchen ...«

»Murmeltier«, unterbreche ich sie.

»Ist doch egal«, sagt Zoe. »Da hat den Hauptdarsteller die Liebe gerettet, glaube ich.«

»Die Liebe?«, murmele ich. »So ein Quatsch.«

»Aber vielleicht sollte es auch gar nicht aufhören«, sagt Zoe.

»Wenn man denselben Tag immer wieder und wieder erlebt, kann man nicht sterben. Das wäre doch super. Dann müsste



man keine Angst mehr vor dem Tod haben, weil der einfach nicht kommen würde. Oder erst am nächsten Tag. Aber wenn es kein Morgen gibt, dann eben nie.«

Ich bringe es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass der Tod für sie dann jeden Tag kommen würde.

Brauch ich auch nicht. Sie weiß ja selbst, dass es für ihre Krankheit keine Heilung gibt. Sie hat nur keine Ahnung, wann es so weit sein wird, das weiß nur ich, und das ist ein ziemlich mieses Gefühl.

Lieber spricht Zoe sowieso über mich, über sich selbst redet sie nicht so gerne. Sie will alles wissen über meine Rakete, über meinen Freund David und vor allem über Hanna.

»Du musst rauskriegen, was sie gerne hat«, rät sie mir. »Damit kriegst du sie, ganz sicher. Und wenn das mit deiner Murmeltiergeschichte tatsächlich stimmen würde – nur mal angenommen –, hättest du alle Zeit der Welt, um das rauszufinden.«

Obwohl Zoe jünger ist, weiß sie viel mehr über das Leben als ich. Aber das ist vielleicht auch normal. Wenn man ahnt, dass man nicht mehr viel Zeit hat, wird man wahrscheinlich automatisch klüger und weiser.

Ein gutes Jahr verbringe ich jeden Vormittag bei ihr im Krankenhaus. Bis ich es nicht mehr aushalte, weil ich es nicht verhindern kann. So wie bei den zweitausend anderen Menschen auch nicht, die an MEINEM Tag in Deutschland sterben. Der Tod ist einfach zu groß für einen kleinen, blauhaarigen Clown wie mich.

Ich sitze an Zoes Bett und nuschele: »Ich muss mal aufs Klo.« Dann springe ich auf und renne raus auf den Flur. Nachdem ich Zoes Eltern Bescheid gesagt habe, dass sie schnell ins Krankenhaus kommen sollen, laufe ich heulend durch die Gänge des Krankenhauses, bis ich irgendwann auf der Säuglingsstation lande. So wie damals mit meinem Vater. Wieder kommt mir eine Schwester entgegen. Diesmal hat sie nur ein Baby auf dem Arm, aber als das Neugeborene meine blaue Perücke sieht, fängt es laut an zu lachen. Es ist so ein mitreißendes, ansteckendes Lachen, wie man es manchmal in YouTube-Videos sieht. Ein Lachen, bei dem man einfach mitlachen muss. Die Schwester und ich fangen auch an, und bald lacht die ganze Station und kurz darauf das komplette Krankenhaus.

Und da wird mir plötzlich klar: an MEINEM Tag sterben ja nicht nur Menschen, es werden auch neue geboren. Jeden Tag sind das auch etwa zweitausend in Deutschland, also fast so viele wie die Toten.

Und das finde ich irgendwie einen schönen Gedanken. Ich beschließe, MEINEN Tag zu nutzen, um für alle etwas Gutes zu tun. Aber bei Zoe werde ich trotzdem weiter vorbeischaun. Ist ja klar. Nur nicht mehr so lange, weil ich ab sofort jeden Tag einen Haufen Arbeit habe.

14. Kapitel

Seit meiner Entscheidung habe ich richtig Stress. Ich springe sofort aus dem Bett, wenn meine Mutter mich geweckt hat, ziehe mich an und gehe zum Frühstück, um die Zeit in Ruhe mit meinen Eltern zu verbringen. Das ist richtig schön, weil ich so früh dran bin und ich mich nicht beeilen muss.

Als meine Mutter sich ihr Brot mit der Tomatensoße bestreichen will, sage ich: »Das würde ich an deiner Stelle lieber nicht tun.«

»Warum denn nicht?«, fragt meine Mutter. »Ich mag Erdbeermarmelade, wenn sie so schön flüssig ist.«

»Ich glaube, die ist nicht mehr gut. Nimm lieber was von der Nussnougatcreme.«

Dabei zwinkere ich meinem Vater zu, weil der ein wenig enttäuscht aussieht. Um ihn aufzuheitern, hole ich schnell ein paar Luftballons aus seiner Tasche und

zeige ihm, wie man mit denen ein cooles Piratenschiff knotet.

Da staunen meine Eltern und fragen mich, wo ich das gelernt habe.

Jeden Morgen aufs Neue.

Wenn es für mich Zeit wird, schnappe ich mir den Karton mit meiner Rakete und mache mich auf den Weg zur Schule. Vorher lege ich meiner Mutter noch einen Zettel mit drei Sprüchen für ihre Glückskekse auf den Schreibtisch. Die braucht sie ja heute, und wenn ihr nichts einfällt, kann sie meine nehmen.

Meine Sprüche lauten:

- Lebe jeden Tag so, als wär es dein einziger.
- Nutze deine Zeit und sei nett zu anderen.
- Kommt Zeit, kommt Bad.

Okay, das sind jetzt nicht die absoluten Brüllersprüche. Vor allem der letzte nicht. Aber vielleicht kann meine Mutter trotzdem was damit anfangen. Schließlich habe ich drei Vormittage gebraucht, um mir die Sprüche aus-zudenken.

Einfach, weil ich ab heute nett bin.

Zu allen.

Ich schiebe mein Rad aus dem Hof auf die Straße und brülle laut »Achtung, Vogel von links!«, als mein Vater mir aus dem Fenster zum Abschied winken will. Die Krähe ist schon im Anflug, aber weil mein Vater seine rechte Hand auf die rote Perücke presst und mit der Linken wild in der Luft herumfuchtelt, dreht sie wieder ab und flattert ohne Beute zurück zu ihrem Nest.

Ich habe meinen Vater schon mal vor der Krähe gewarnt, aber das scheint mir jetzt schon ewig lang her zu sein. Obwohl ja überhaupt keine Zeit vergangen ist. Es ist ja immer noch der 31. Mai, genau wie gestern, vorgestern und alle anderen Tage davor auch.

»Danke«, ruft mein Vater mir hinterher.

»Keine Ursache. Und grüße Zoe ganz lieb von mir und sag ihr bitte, dass ich nachher noch kurz bei ihr vorbeischaue.«

Das ist natürlich Blödsinn. Zoe weiß ja noch gar nicht, dass es mich gibt, und mein Vater wundert sich bestimmt auch, warum ich sie besuchen möchte.

»Du kennst Zoe?«, brüllt er aus dem Fenster.

»Nur flüchtig«, antworte ich, weil ich mich beeilen muss.

Als sein Kopf im Fenster verschwunden ist, lege ich die blaue Perücke gut sichtbar oben auf einem Parkautomaten ab. Ich habe ja gesagt, ab heute bin ich nett zu allen. Auch zu Krähen. Der Vogel kommt auch gleich angefliegen und schnappt sich die falschen Haare, weil es ihm schnurzpieegal ist, welche Farbe die Füllung für sein Nest hat.

»Mach's gut«, rufe ich der Krähe zu, und jetzt muss ich echt Gas geben, damit ich nicht zu spät komme.

Ich schaffe es gerade noch rechtzeitig, um Punkt halb acht die Geschäftsfrau aufzuhalten, damit sie nicht den Eimer mit dem dreckigen Putzwasser abkriegt.

»Stopp! Warten Sie!«, brülle ich.

Sie schaut von ihrem Smartphone auf und bleibt verwundert stehen. Genau in dem Augenblick schüttet der Putzmann den Eimer aus. Weil ich zu weit gefahren bin, spritzt das Wasser nicht auf ihre, sondern auf meine Füße. Aber das passiert mir nur beim ersten Mal, danach passe ich besser auf und halte früher an.

»Danke!«, ruft die Frau mir zu und schaut gleich wieder auf ihr Handy.

Aber ich habe sowieso keine Zeit, mit ihr zu quatschen, und um meine nassen Füße kann ich mich auch nicht kümmern, weil ich ganz schnell auf den Mittelstreifen muss. Da kommt mir auch schon der entlaufene Dackel mit seiner Leine entgegengerannt. Ich fange ihn ein und streichele ihn ein bisschen.

»Braver Hund!«, lobe ich ihn, dann gebe ich ihn seiner glücklichen Besitzerin zurück.

»Was machst du denn da?«, ruft David. »Bist du jetzt unter die Hundeflüsterer gegangen?«

»Beeil dich, wir haben was Wichtiges zu erledigen!«

»Was denn?«

»Wirst du gleich sehen.«

Ich trete in die Pedalen, um den SUV zu erreichen, bevor die Fahrerin um die Ecke biegt und in die Scheibe brettet. Die beiden Handwerker haben schon damit begonnen, das riesige Schaufensterglas von der Ladefläche ihres Transporters zu heben, da schießt der Wagen auch schon die Straße entlang.

Beim ersten Mal komme ich knapp zu spät, und die

Scheibe geht trotzdem zu Bruch. Am zweiten Tag meiner »Ich rette die Welt«-Mission spare ich es mir, den Dackel zu streicheln, und rase direkt weiter. Das sind genau die Sekunden, die mir am Tag davor gefehlt haben. Eine Hand am Lenker, die andere wild schwenkend, schaffe ich es, dass die Fahrerin des SUVs den Fuß vom Gas nimmt. Im nächsten Augenblick tritt sie auch schon voll auf die Bremse und kommt – ungelogen – nur wenige Millimeter vor der Scheibe zum Stehen. Zwischen das Glas und die Stoßstange würde keine Zeitung mehr passen, aber Hauptsache, es ist nichts passiert. Die Glaser winken mir dankbar zu, und auch die Fahrerin wirkt ziemlich erleichtert.

»Spielverderber«, brummt David, und da schaue ich ihn überrascht an.

»Wieso? «

»Na, wäre schon cool gewesen, wenn der Wagen die Scheibe zerdeppert hätte«, antwortet David. »Außerdem bringen Scherben doch Glück.«

»Woher weißt du, dass der Wagen in das Glas gerast wäre? Hast du das schon mal erlebt?« Ich bin plötzlich ganz aufgeregt, weil es David ja vielleicht genauso geht

wie mir. Vielleicht bin ich ja gar nicht der Einzige, der in dieser Zeitschleife feststeckt.

»Blödsinn, natürlich nicht«, erwidert David. »War ja wohl nicht so schwer zu erraten, was passiert wäre, wenn die Frau nicht gebremst hätte. Ich bin Torwart, da bin ich es gewohnt, Dinge vorherzuahnen. Wo der Ball beim Elfer hingehet, zum Beispiel.«

»Du hast noch nie einen Elfer gehalten«, entgegne ich.

»Ich habe doch gesagt, das war nur ein Beispiel. Ohne dich hätte es hier jedenfalls eine Menge Scherben gegeben. Woher wusstest *du* das überhaupt?«

»Ich kann hellsehen«, erwidere ich.

»Echt jetzt?«

»Quatsch, das war eine Vorahnung, Intuition, nenn es, wie du willst«, wiegele ich ab, weil die Wahrheit zu schwer zu erklären ist. Macht ja auch gar keinen Sinn. Am nächsten Tag hätte David sowieso alles wieder vergessen. Das kenne ich ja schon, das habe ich mit ihm ja schon mal erlebt.

Wir haben jetzt ein bisschen Zeit, weil die Cheerleader und der Chor an der Schule erst anfangen, wenn ich mit David um die Ecke biege.

Das ist gut, da kann ich aufpassen, dass er nicht an dem Seitenspiegel hängen bleibt und sich auf die Nase legt.

Weil ich ab jetzt nett sein will, lobe ich sogar die Sprüche, die sich David für die Cheerleader ausgedacht hat. Sogar die ganz doofen wie »Lass sie fressen deinen Dirt, denn du bist der beste Nerd!«.

David freut sich, dass ich mich freue, und als die Cheerleader ihre Pyramide bauen, schiebe ich ihn nach vorne, damit er bereit ist, wenn das Mädchen an der Spitze abstürzt.

Dann singt der Chor
»You'll never walk alone«,
und ich tue so, als wäre
ich wirklich gerührt.

Das freut alle.

Alle bis auf Frau
Planck, die keine
Miene verzieht. Sie



tippt ungeduldig auf ihre Uhr und drängt zum Aufbruch, obwohl wir noch viel Zeit haben.

Aber wahrscheinlich gehen ihr unser Direktor, die Cheerleader und der Chor mit seinem Fußballsong auf die Nerven, weil sich von denen niemand für Physik interessiert.

15. Kapitel

Ich steige zu Frau Planck in den Wagen, und weil ich ab jetzt nur noch nett zu allen bin, rette ich nicht nur die Rentnerin mit ihrem Rollator vor Frau Plancks E-Flitzer, sondern mache auch einen Witz. Frau Planck hat im Unterricht noch nie gelacht. Und sonst auch nicht. Aber probieren kann man es ja mal.

»Wie nennt man zwei Physiker, die Rosinenschnecken durch die Gegend werfen?«

»Keine Ahnung«, brummt Frau Planck.

»Teilchenbeschleuniger.«

Und da fängt sie plötzlich doch an zu lachen. So doll, dass ich Angst habe, dass sie ihren Wagen vor lauter Lachen an den nächsten Laternenpfahl setzt.

Tut sie aber zum Glück nicht. Physikerwitze mache ich trotzdem lieber keine mehr. Ich habe nämlich keine Ahnung, was passiert, wenn ich an diesem, also *meinem*

Vormittag sterben würde. Bin ich dann für immer tot, oder wache ich trotzdem am nächsten Morgen wieder in meinem Bett auf? Ich könnte mich von einem Hochhaus stürzen, um es in einem Experiment auszuprobieren. So arbeiten Naturwissenschaftler. Aber ehrlich gesagt, ist mir das Risiko ein bisschen zu hoch, und deswegen lasse ich es lieber bleiben.

»Können wir kurz anhalten? Ich muss noch was erledigen, und wir haben ja noch Zeit, weil Sie so früh loswollten«, sage ich, als wir am Krankenhaus vorbeikommen.

»Dieser Cheerleader, der Chor und vor allem unser Rektor waren ja auch nicht zu ertragen. Die sollen lieber auf ihrem Bolzplatz bleiben, da gehören sie hin«, knurrt Frau Planck, dann fragt sie neugierig: »Was willst du denn da drin?«

»Ich muss nur kurz jemandem Hallo sagen, ist die letzte Gelegenheit«, antworte ich ausweichend, obwohl das nicht stimmt. Ich kann ja morgen und übermorgen und auch an allen anderen Tagen wiederkommen.

Ich steige schnell aus, laufe durch die Flure und bin froh, dass ich meinem Vater nicht begegne. Ich gehe in

Zoes Zimmer, spreche ein paar Worte mit ihr und verschwinde wieder. Das tue ich mehr für mich als für sie, die sich bestimmt wundert, wer der fremde Junge war, der da plötzlich vor ihrem Bett aufgetaucht ist.

»So, wir können weiter«, sage ich zu Frau Planck, als ich wieder in den Wagen einsteige. »Und geben Sie bitte ein bisschen Gas, ich habe noch eine Menge zu erledigen.«

Frau Planck fragt nicht groß, sondern tritt das Gaspedal durch. Kurz darauf haben wir die Stadthalle erreicht, wo das riesige Plakat die Teilnehmer des Wettbewerbs begrüßt. Frau Planck stellt den Wagen auf dem Parkplatz ab, ich schnappe mir meinen Raketenkarton, und dann gehen wir gemeinsam mit den anderen Kindern Richtung Anmeldung.

Sie sind alle wieder da. Klar, wo sollten sie auch sonst sein?! Der Junge mit dem Miniatomkraftwerk, das Mädchen mit dem Teilchenbeschleuniger, der Fiesling mit der Drohne und Einsteins Ur-Ur-Enkel mit seinem Glas voll mit grünem Schleim natürlich auch. Ich halte Ausschau nach Hanna, kann sie aber nirgendwo ent-

decken. Dazu sind einfach zu viele Kinder da, die mit ihren Lehrerinnen und Lehrern Richtung Eingang strömen.

Wegen des kurzen Stopps im Krankenhaus sind wir etwas später dran als an Tag eins. Mit dem Karton unterm Arm renne ich los, weil ich mich zwischen Einsteins Ur-Ur-Enkel und den Drohnenjungen drängeln will. Mittlerweile bin ich mir nämlich ziemlich sicher, dass Einsteins Ur-Ur-Enkel nicht gestolpert ist, sondern ihm jemand ein Bein gestellt hat. Und ich weiß auch genau, wer es war. Hannas Wetterballon hat er ja auch platzen lassen. In letzter Sekunde schaffe ich es, mich zwischen die beiden zu quetschen. Die Folge ist, dass ich jetzt über den Fuß des Drohnentypen stolpere und mich der Länge nach auf die Nase lege. Aber das ist nicht schlimm, weil in meinem Karton nichts kaputtgehen kann. Der Drohnenjunge lacht und geht einfach weiter, dafür hilft mir Einsteins Ur-Ur-Enkel dabei, die Einzelteile wieder einzusammeln.

»Für einen Augenblick hatte ich gedacht, du hättest da was Gefährliches drin, das explodieren kann«, sagt er, als er mir die beiden leeren Wasserflaschen reicht. »Was

willst du hier drinnen eigentlich mit dem ganzen Schrott? Die Müllcontainer stehen draußen vor der Tür.«

Während er redet, ist ihm seine graue Perücke verrutscht, und das sieht ziemlich blöde aus. Aber das sage ich ihm nicht, man muss ja nicht immer nett sein. Vor allem nicht, wenn jemand so undankbar ist wie Einsteins Ur-Ur-Enkel.

Aber hey, ich darf nicht ungerecht sein.

Er hat ja keine Ahnung, dass der Angriff eigentlich ihm gegolten hatte und ich sein Reagenzglas vor der Zerstörung gerettet habe. Deswegen wünsche ich ihm trotzdem viel Glück. Kurz darauf ist er auch schon mit seiner verrutschten Perücke und seinem Reagenzglas zwischen den anderen Teilnehmern verschwunden.

Frau Planck geht die Unterlagen holen, und ich warte auf Hannas Auftritt, die muss ja jeden Augenblick hier auftauchen, und diesmal werde ich nicht nur rumstottern, sondern lauter kluge Sachen sagen.

»Bist du nicht Samir?«, spricht sie mich an.

Genau wie beim ersten Mal.

»Ich? Ja, doch, klar, wer soll ich sonst sein?«, stammele ich, weil ich in ihrer Gegenwart einfach keinen vernünftigen Satz rauskriege.

Von wegen, ich werde lauter kluge Sachen sagen!

Das Einzige, was mir einfällt, ist, sie zu fragen: »Was machst du denn hier?«, und das ist schon beim ersten Mal schiefgegangen.

»Dürfen Mädchen hier etwa nicht teilnehmen?«, fragt sie zurück. »Das muss ich bei der Anmeldung überlesen haben.«

»Nein, natürlich, doch«, stottere ich. »Aber einen coolen Wetterballon hast du da.«

Ich weiß ja schon, dass das kein gewöhnlicher Ballon ist, den sie in der Hand hält. Und vielleicht kann ich mit meinem Wissen ein paar Punkte bei ihr machen.

»Gut erkannt«, erwidert Hanna. »Für jemanden, der auf eine Fußballschule geht.«

»Da spielt man ja nicht nur Fußball, sondern ...«

»... sicher auch Handball, Basketball, Idiotenball«, unterbricht sie mich und lacht.

Obwohl ich ihren Wetterballon auf den ersten Blick erkannt habe, scheint sie immer noch nicht viel von

mir zu halten und von meiner Schule noch viel weniger.

»Und was hast du mitgebracht?«, fragt sie.

»Eine Rakete«, antworte ich ehrlich, und dann schwindele ich ein bisschen: »Eine Mondrakete.

Unbemannt natürlich.«

»Sind wenigstens Astronautinnen an Bord, wenn schon keine Männer mitfliegen?« Hanna grinst, und es dauert einen Moment, bis ich ihren Witz kapiert habe.

»Unbefraut natürlich auch, klar.« Mist, Mist, Mist! Ich kriege einfach keinen vernünftigen Satz raus, wenn sie vor mir steht.

»Und das ist alles da drin!« Hanna zeigt auf den Karton, aus dem die Wasserflaschen herausgucken.

»Sie fliegt nur fünfzig Meter oder so«, gebe ich kleinlaut zu.

»Na, dann viel Glück«, sagt Hanna, dreht sich um und geht.

»Hier ist deine Startnummer, Samir. Samir, hörst du mir zu? Deine Nummer!« Frau Planck steht plötzlich neben mir.

»Was?«, frage ich, weil ich ihr wirklich nicht zugehört hatte, sondern Hanna hinterhergestarrt habe.

»Deine Nummer! Du bist ungefähr in der Mitte dran«, sagt Frau Planck. »Du hast also noch ein bisschen Zeit.«

Ich höre ihr immer noch nicht zu, sondern behalte den Luftraum rund um Hannas Ballon im Auge. Ich weiß ja, was gleich passieren wird. Da kommt die Drohne auch schon angeflogen und nimmt Kurs auf Hannas Wetterballon.

Ich schnappe mir eine der leeren Wasserflaschen, ziele und ... werfe

vorbei. Die Drohne fliegt einfach, und kurz danach macht es BUMM, weil Hannas Ballon geplatzt ist.

Am dritten Tag streift meine Flasche



die Drohne, sie schafft es aber trotzdem bis zum Ballon.

BUMM.

Erst an Tag vier habe ich den richtigen Wurf drauf und hole das Fluggerät vom Himmel.

Man kann halt nicht zu allen Leuten nett sein.

Manchmal muss man auch mal fies zu jemandem sein, der selbst fies ist. Nur um zu jemand anderem ganz besonders nett sein zu können.



16. Kapitel

Von da an läuft alles wie gehabt. Ich warne meine Mutter vor der Tomatensoße, zeige meinem Vater, wie man aus Luftballons Piratenschiffe knotet, überlasse der Krähe meine blaue Perücke, und auf dem Weg zum Wettbewerb bin ich nett zu allen, rette eine Schaufenscheibe und jede Menge Leute, lobe David, bringe Frau Planck zum Lachen, verhindere, dass sie eine Rentnerin überfährt, besuche Zoe, helfe Einsteins Ur-Ur-Enkel und schieße mit einer meiner leeren Wasserflaschen eine Drohne ab.

Nach und nach brauche ich gar nicht mehr nachzudenken, das läuft alles von ganz allein. Stressig ist es trotzdem, weil ich immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein muss, um Schlimmeres zu verhindern.

Nur mit Hanna läuft es nicht.

Die behandelt mich immer noch, als wäre ich der

letzte Idiot. Die hat ja auch gar nicht mitbekommen, dass ich mit meinem tollen Wurf ihren Wetterballon vor der Drohne gerettet habe. Okay, erst im vierten Versuch, aber seitdem habe ich nicht einmal mehr danebengeworfen. Vielleicht sollte ich einfach mal dafür sorgen, dass sie mir im entscheidenden Augenblick nicht den Rücken zukehrt, sondern dabei zusieht, wie ich heldenhaft mit einer leeren Wasserflasche die feindliche Drohne vom Himmel hole.

Ich probiere das am nächsten Tag auch gleich aus und brülle: »ACHTUNG!« Genau in dem Moment, als ich zum Wurf aushole. Alle drehen sich zu mir um, nur Hanna nicht, weil sie einfach zu cool dafür ist.

Aber das ist kein Grund aufzugeben, ich muss sie einfach nur davon überzeugen, was für ein toller Kerl ich bin.

Ist alles nur eine Frage der Zeit, und davon habe ich schließlich reichlich.

Die nächsten Monate fahre ich das mit dem Nettsein ein bisschen zurück und nutze die Vormittage, um zu trainieren. Ich mache Work-outs, bis ich richtig Mus-

keln habe. Die bleiben auch am nächsten Tag, das ist so ähnlich wie mit dem Reiten, dem Luftballonknoten und was ich sonst noch so lerne. Das verschwindet ja auch nicht am nächsten Tag. Nicht so wie Geld, Fotos oder Dinge, die ich an dem Tag kaufe. Meine Eltern und auch David wundern sich über mein Aussehen, und ich murmele etwas von »Pubertät« und »Da verändert sich der Körper halt«.

Bringt aber nichts. Hanna sind meine Muskeln total egal, die steht nicht auf Muskelprotze, sondern eher auf Genies. Die beachtet meinen tollen, neuen Körper überhaupt nicht, und eigentlich hätte ich mir das schon denken können.

Also wechsele ich meine Taktik, lasse das Training sein und lese stattdessen alles, was ich über Wetterballons und Meteorologie in der Bibliothek finden kann. Meteorologie nennt man die Wissenschaft von Klima und Wetter, und ich hatte gar nicht gewusst, dass es in unserer Bücherei so viele Bücher darüber gibt. Die Bibliothekarin will mir immer die Kinderbücher zu dem Thema geben. Die sieht mich ja jeden Tag zum ersten

Mal, die weiß nicht, dass ich mich schon ganz tief ins Thema eingearbeitet habe und auch die komplizierten Bücher verstehe.

Ich tausche meine Muskeln gegen Wissen ein, denn je länger ich über den Büchern hocke, desto schmaler werden meine Oberarme wieder, und von den Bauchmuskeln sind bald gar keine mehr da. Nach kurzer Zeit sehe ich wieder genauso schwächling aus wie vorher.

Dafür brauche ich jetzt aber nur einmal kurz in den Himmel zu schauen und kann mit einem einzigen Blick in die Wolken erkennen, wie das Wetter in den nächsten drei Tagen sein wird.

Bringt mir aber auch nichts, weil Hanna mich für einen Besserwisser und Angeber hält, als ich ihr einen halbstündigen Vortrag über Wetterballons und die Klimaerwärmung halte.

Und ich kann sie sogar verstehen. Ich finde Leute, die mir die Welt erklären wollen, auch nicht besonders sympathisch.

Stattdessen besorge ich mir eine Perücke mit wilden grauen Haaren und klebe mir einen falschen Schnäuzer

unter die Nase, damit ich aussehe wie Albert Einstein. Vielleicht lässt sie sich dadurch beeindruckten. Aber erstens bin ich damit in der Stadthalle nicht der Einzige (der Junge mit dem Reagenzglas und ich sehen aus wie Zwillinge), und zweitens ist es Hanna völlig gleichgültig, aus was für einer Familie man stammt. Die interessiert sich nur für den Menschen, der vor ihr steht, ganz egal, wo der herkommt, und das ist ja eigentlich auch ganz gut so.

Nicht so gut ist, dass sie sich für mich überhaupt nicht zu interessieren scheint.

Neuer Plan: Ich werde sie mit meiner Rakete überzeugen. Wenn die so richtig hoch in den Himmel zischt, wird sie endlich erkennen, was für ein cooler Typ ich bin. Dazu wäre es schon schön, wenn die Rakete ein bisschen höher steigt als jetzt. Muss ja nicht gleich bis zum Mars sein, aber wenn sie ein bisschen von unten die Wolken kitzeln würde, wäre das schon gut. Und wenn sich dann noch eine richtige Besatzung an Bord befinden würde, wäre es perfekt.

Ich überlege, was dafür infrage käme.

Früher hatte ich mal einen Hamster, doch so ein Hamster ist wahrscheinlich zu schwer für meine Rakete. Mäuse sind leichter, aber wo soll ich welche herkriegern? Außerdem glaube ich, dass Hanna das gar nicht gut fände.

Die mag Tiere.

Eine Spinne wäre super. Niemand mag Spinnen, da gibt es nachher auch kein Gejammer, wenn beim Start was schiefeht.

Drei Monate tüftele ich an einer XL-Version meiner Rakete. Das Problem ist ... also Problem Nummer eins, dass ich nur das Material benutzen kann, das ich am Abend zurechtgelegt habe. Also an dem Abend vor MEINEM Tag. Alles Neue muss ich mir an dem Vormittag besorgen, und das ist gar nicht so einfach, weil ich ja jeden Morgen so vielen Leuten helfen muss. Da habe ich kaum Zeit dafür. Trotzdem gelingt es mir unterwegs, bei einer Tankstelle zwei Zehn-Liter-Kanister Wasser zu besorgen. Das hat natürlich einen ganz anderen Wumms, als wenn ich nur 1,5-Liter-Flaschen benutze. Problem Nummer zwei ist, dass ich zu spät an der Reihe bin. Wenn ich mir schon so eine Mühe gebe,

will ich ja auch sehen, wie meine Rakete in den Himmel steigt, und nicht kurz nach dem Start in meinem Bett aufwachen. Außerdem wäre es ja sowieso blöd, wenn ich Hanna mit meiner Superrakete endlich von mir überzeugt hätte und sofort danach verschwinde. Ein bisschen was möchte ich schon noch davon haben.

Aber das lässt sich lösen. Unter einem blöden Vorwand (»Ich muss zum Mittagessen wieder zu Hause sein, sonst wird meine Mutter sauer«) überzeuge ich das Mädchen mit dem Milch-Cola-Trick, ihren Startplatz mit mir zu tauschen. Hanna beachte ich an dem Tag gar nicht. Auch weil ich so viel zu tun habe. Ich muss ja schließlich noch nach einer Passagierin suchen und einen Fallschirm improvisieren, mit dem die Spinne heil wieder auf der Erde landet.

Alles klappt wie am Schnürchen. Okay, nicht beim ersten Mal. Aber das nehme ich gelassen, ich habe schließlich genug Versuche, und nach dem dritten Mal weiß ich auch, wo ich im Keller der Stadthalle eine Spinne finde.

Ich baue meine Mega-Rakete zusammen, pumpe wie verrückt, um genug Druck zu erzeugen, und verkünde

laut: »Und jetzt werde ich diese Rakete mit ihrer mutigen Passagierin in die Wolken jagen!«

»Sag mal, spinnst du?! Du kannst doch keine Spinne da hochschießen«, brüllt Hanna. »Das arme Tier!«

Notiz an mich selbst: Beim nächsten Mal die Spinne weglassen.

Dabei funktioniert sonst alles super. Es gibt diesmal keinen Knall – ist ja auch noch nicht zwölf –, und die Rakete schießt hoch in den Himmel. Als sie ihren höchsten Punkt erreicht hat, geht der Fallschirm auf, den ich aus einer Plastiktüte gebastelt habe, und die



kleine Kapsel mit der Spinne segelt sanft hinunter auf die Erde.

Na ja, nicht ganz.

Sie landet unerreichbar auf dem Dach der Stadthalle, und das bleibt auch so bei allen weiteren 22 Versuchen.

Was auch gleich bleibt: Um Punkt zwölf wache ich wieder zu Hause in meinem Bett auf, und Hanna interessiert sich immer noch nicht die Bohne für mich, da kann ich meine Rakete noch so hoch in den Himmel schießen.

Und das heißt dann ja wohl: Ich brauche dringend einen Plan B.

17. Kapitel

Was hatte Zoe mir geraten? Damals, als ich mit ihr im Krankenhaus über Hanna gesprochen hatte. Da hatte sie gesagt, ich solle herausfinden, was Hanna mag, und ihr das Gefühl geben, dass ich mich echt für sie interessiere und es mir wirklich wichtig ist, was ihr gefällt und was nicht. Um ihr zu zeigen, dass sie mir wichtig ist.

Von angeben hat sie kein Wort gesagt.

Bisher habe ich nur versucht, Hanna zu beweisen, was für ein toller Kerl ich bin. Und irgendwie kann ich sogar verstehen, dass das einem Mädchen auf die Nerven gehen kann, wenn ein Junge ihr die ganze Zeit beweisen will, dass er der coolste Typ auf dem Affenfelsen ist.

Das bin ich ja auch gar nicht. Ich bin ein Nerd, der sich für Naturwissenschaften interessiert und ein

Mädchen süß findet, das sich nicht für ihn interessiert.

Noch nicht.

Denn das werde ich ändern, indem ich ihr zeige, was sie mir bedeutet und dass ich alles für sie tun würde. Das wird ein langer und beschwerlicher Weg, aber ich habe ja Zeit. Jeden Tag werde ich ein paar Infos mehr über sie sammeln:

Ihre Lieblingsfarbe?

Ihre Lieblingseissorte?

Ihr Lieblingsessen?

Ihr Lieblingsswitz?

Ihr Lieblingstier?

Ihr Lieblingsbuch?

Ihr Lieblingsurlaubsziel?

Ihre Lieblingssprache?

Einfach alles. Ich brauche bloß vorsichtig nachzufragen. Immer nur ein bisschen, damit es nicht auffällt und sie nicht misstrauisch wird.

Ist das irgendwie nerdig?

Kann schon sein. Aber hey, ich bin schließlich ein Nerd, und ich meine es ernst, denn ich mag Hanna ja wirklich.

»Was ist eigentlich deine Lieblingsfarbe?«, frage ich, als Hanna mir beim Zusammenbau der Rakete über die Schulter guckt.

»Blau, warum interessiert dich das?«, fragt sie zurück.

»Nur so«, antworte ich.

Am nächsten Tag habe ich nur blaue Sachen an, und das fällt ihr natürlich sofort auf. Als sie mir bei dem Wettbewerb begegnet, zeigt sie auf meine Klamotten und sagt: »Sieht gut aus, Blau ist meine Lieblingsfarbe.«

Ich kann mir gerade noch auf die Zunge beißen, sonst hätte ich glatt »Weiß ich doch« geantwortet. Stattdessen sage ich: »Oh, meine auch! Was für ein Zufall.«

Mit der Zeit haben wir immer mehr gemeinsame Vorlieben.

Sie mag Zitroneneis am liebsten. Überraschung. Ich auch.

Hanna liebt Pizza mit Spinat. Ich auch, obwohl ich Spinat eigentlich nicht leiden kann.

Am schwierigsten ist es, mir die ganzen Informationen zu merken. Ich kann mir das ja nicht aufschreiben. Das habe ich einmal probiert. Ich habe mir alles notiert, aber am nächsten Tag war das Blatt Papier in meiner Tasche leer. Das ist genau wie mit dem Geld und den Fotos. Nur was ich in meinem Kopf habe, bleibt da auch und ist am Tag darauf nicht verschwunden.

Es dauert etwa ein weiteres halbes Jahr, bis ich alle nötigen Infos zusammenhabe:

Ihre Lieblingseissorte?

Zitrone.

Ihre Lieblingsfarbe?

Blau.

Ihr Lieblingsessen?

Pizza mit Spinat.

Ihr Lieblingsbuch?

Harry Potter. (Was sonst?)

Ihr Lieblingstier?

Giraffe. (Meins auch, wirklich.)

Ihr Lieblingsurlaubsziel?

Italien.

Ihr Lieblingssong?

»Yesterday«, ein Oldie von den Beatles.

Ihre Lieblingssprache?

Finnisch, weil ihre Oma da lebt.

Es dauert dann noch mal ein knappes Jahr, bis ich perfekt Finnisch spreche, und noch mal zwei Monate brauche ich, bis ich den Songtext von »Yesterday« fehlerfrei kann und ihn mithilfe von einer Menge Gesangsstunden halbwegs ordentlich beherrsche.

Dabei kommt meine Ich-bin-nett-Mission etwas zu kurz, und es gehen deswegen bestimmt auch einige Schaufensterscheiben zu Bruch, aber Zoe besuche ich zwischendurch natürlich weiterhin.

Ehrensache.

Bei der Gesangslehrerin mache ich es genauso wie damals bei den Reitstunden: Ich nehme jeden Tag eine Probestunde mit dem Versprechen, am nächsten Tag wiederzukommen und dann einen festen Kurs zu buchen. Ein schlechtes Gewissen habe ich dabei nicht, die Leute verlieren ja nur immer eine einzige Stunde,

und die erste ist als Schnupperstunde ja sowieso meistens umsonst. Als ich meine Gesangslehrerin das letzte Mal besuche, ist sie ganz hin und weg, weil ich den Song perfekt draufhabe.

»Du bist ein Naturtalent!«, erklärt sie schwer beeindruckt. »Ich hatte noch nie einen neuen Schüler, der so gut ist wie du. Ich weiß gar nicht, was ich dir noch beibringen könnte?«

»Das haben Sie schon«, erwidere ich geheimnisvoll und bedanke mich bei ihr.

Als ich alle Informationen beisammenhabe, bin ich bereit für den großen Tag. Um für ein gutes Karma zu sorgen, gebe ich mir auf dem Weg zum Wettbewerb besonders viel Mühe. Ich rette die Schuhe der Geschäftsfrau, den entlaufenen Dackel, die Schaufenterscheibe, die Rollator-Oma, Einsteins Ur-Ur-Enkels Reagenzglas und Hannas Wetterballon.

Als ich die Drohne mit der Wasserflasche vom Himmel hole, dreht sich Hanna überrascht um.

Das ist mein Stichwort. Ich fange an zu singen, erst nur ganz leise, dann immer lauter.

»Yesterday, all my troubles seemed so far away ...«

Hanna sieht mich mit großen Augen an. So hat sie mich noch nie angesehen. Also singe ich einfach weiter, und es ist mir völlig egal, ob die anderen blöd gucken oder nicht.



»Ich wusste gar nicht, dass du so gut singen kannst«, sagt Hanna. »Das ist übrigens mein Lieblingslied!«

»Echt wahr?«, antworte ich und spiele totale Überraschung. »Meins auch. Das habe ich zum ersten Mal in Frankreich gehört, dorthin fahre ich immer am liebsten in den Urlaub. Ich saß damals ...«

Mist, Mist, Mist!

Ich habe mich vertan, ihr Lieblingsland war Italien, nicht Frankreich. Also drehe ich mich einfach um und laufe schnell weg. Auf einen Tag mehr oder weniger kommt es jetzt auch nicht mehr an.

Neuer Tag, neuer Versuch. Ich singe, Hanna schaut mich mit großen Augen an und sagt: »Das ist übrigens mein Lieblingslied!«

»Echt wahr?«, antworte ich wieder völlig überrascht. Das kann ich mittlerweile richtig gut. »Meins auch. Das habe ich zum ersten Mal in ITALIEN gehört, dorthin fahre ich immer am liebsten in den Urlaub. Ich saß damals auf einer Terrasse und habe auf das BLAUE Meer hinausgeschaut. Ich war gerade mit meiner SPINATPIZZA fertig und wollte mir ZITRONENEIS zum Nachttisch bestellen, da lief YESTERDAY im Radio.

Seitdem liebe ich diesen Song. Das einzige doofe an Italien ist, dass da keine GIRAFFEN leben. Das sind nämlich meine Lieblingstiere. Aber in HARRY POTTER kommen ja auch keine vor, obwohl es so ein tolles Buch ist. Das beste, das ich kenne.«

Dann wiederhole ich das alles noch mal auf Finnisch und mache danach eine Pause, damit meine Rede ihre volle Wirkung entfalten kann.

Und das tut sie auch. Hannas Augen werden noch größer, falls das überhaupt möglich ist. Dann lächelt sie mich an, das erste Mal überhaupt, seitdem wir uns kennen.

Weil ich so glücklich bin, werde ich später ein wenig unvorsichtig. Nicht bei Hanna, sondern beim Zusammenbau meiner Rakete.

Ich muss da irgendeinen Fehler gemacht haben, denn als ich pumpe und dabei immer wieder zu Hanna rübergucke, die mir aufmunternd zuwinkt, gibt es plötzlich einen lauten

KNALL.

Obwohl es noch gar nicht zwölf ist, weil ich ja den Startplatz mit dem Cola-Milch-Mädchen getauscht habe. Das ist mein letzter Gedanke, bevor alles schwarz wird und ich das Bewusstsein verliere.



Als ich wieder zu mir komme, höre ich eine Stimme. Es ist aber nicht meine Mutter, und ich liege auch nicht in meinem Bett, sondern auf der Erde. Das spüre ich, weil es viel unbequemer ist. Vorsichtig öffne ich mein rechtes Auge einen winzigen Schlitz und sehe Hanna und Frau Planck, die sich beide über mich beugen.

»Er hat den Korken so fest in die Flasche gepresst, dass der Druck nicht rauskonnte, da ist die Rakete in die Luft geflogen«, sagt Frau Planck. »Halb so schlimm, ist der NASA auch schon passiert. Der kommt schon wieder zu sich.«

»Samir! Sag doch was! Geht es dir gut?«, flüstert Hanna, und es hört sich an, als würde sie sich wirklich Sorgen um mich machen. »Es tut mir so leid, dass ich dich immer so blöd behandelt habe. Aber ich hatte ja keine Ahnung, dass wir so viel gemeinsam haben. Bitte, bitte komm wieder zu dir!«

Und dann, echt wahr und ungelogen, beugt sie sich zu mir herunter und gibt mir einen Kuss auf die Wange.

Im selben Moment höre ich von irgendwo Glocken, weil es Mittag ist. Ich halte die Augen weiter geschlossen, bis es zwölf Mal hintereinander geläutet hat. Erst dann wage ich es, ein zweites Mal zu blinzeln. Frau Planck und Hanna beugen sich immer noch besorgt über mich, und das kann ja nur bedeuten ...

18. Kapitel

»Aufstehen! Du hast verschlafen, Samir! Jetzt aber schnell raus, sonst kommst du noch zu spät!«

Ich schrecke hoch.

Das kann nicht sein!

Das darf nicht sein!

Es geht alles wieder von vorne los!

NEEEEEIIINNNNN!

»Willst du das eigentlich irgendwo aufhängen?«

Meine Mutter hält die Urkunde hoch, die ich für die Teilnahme an dem Physikwettbewerb erhalten habe.

Erleichtert lasse ich mich wieder zurück auf mein Kopfkissen fallen. Die Urkunde kann ja nur existieren, wenn der Tag gestern endlich vorbei ist und heute wieder heute ist und es damit auch ein Morgen geben wird.

Also ein richtiges Morgen!

»Auf jeden Fall hängen wir die auf!«, antworte ich meiner Mutter. »Die kriegt sogar einen Ehrenplatz.«

»Auch wenn du gar nicht gewonnen hast? Das ist ja mehr so eine Art Trostpreis, weil deine Rakete beim Start explodiert ist.«

»Das ist doch völlig egal!«, rufe ich glücklich. »Die



Urkunde bedeutet mir trotzdem unglaublich viel. Geh schon mal vor, ich komme gleich zum Frühstück rüber.«

Ich ziehe mich schnell an und laufe in die Küche. Das Erste, was ich mache, ist meinen Finger in die Marmelade stecken. Das

gehört sich nicht, ich weiß, aber ich muss unbedingt wissen, was in dem Glas ist.

»Marmelade!«, schreie ich, als ich den Finger abgeleckt habe.

»Was soll es denn sonst sein?«, fragt mein Vater. »Mir ist heute nicht nach Späßen, gestern ist eine Patientin gestorben. Sie war noch ganz jung.«

»Zoe, ich weiß«, murmele ich.

»Woher?«, erwidert mein Vater verwundert.

»Lange Geschichte«, antworte ich, und das wird wohl in der nächsten Zeit meine Standardantwort werden.

Ich glaube, es war Hannas Kuss, der die Zeitschleife unterbrochen hat. Bei Dornröschen und Schneewittchen war es ja auch so ähnlich, die sind auch durch einen Kuss von ihrem Fluch befreit worden, und in dem Film mit dem Dachs ... äh ... dem Murmeltier war es auch so. Glaube ich zumindest. Ich war damals noch ganz jung, als ich den gesehen habe. Da habe ich bei den Liebesszenen nicht so genau aufgepasst.

Jedenfalls bin ich nach dem Mittagläuten gestern

wieder aufgestanden, so als wenn nichts gewesen wäre. Hanna, Frau Planck und die anderen haben sich gewundert, warum ich vor Freude so ausgeflippt bin, wo doch gerade meine Rakete explodiert ist. Ich habe die Hände in die Luft gestreckt und bin um die Reste meiner zerfetzten Rakete gehüpft. Dabei habe ich die ganze Zeit laut gebrüllt: »Es ist vorbei! Es ist vorbei! Endlich vorbei!«

Später habe ich versucht, es ihnen zu erklären, aber es hat mir natürlich niemand geglaubt. Logisch. Nur Hanna hat so komisch geguckt, weil meine Zeitschleife erklärt hätte, warum ich so viel über sie wusste. Aber nur kurz, dann war sie nämlich auch schon dran mit ihrem Auftritt mit dem Wetterballon. Damit ist sie sogar Zweite geworden, gewonnen hat das Mädchen mit dem Cola-Milch-Trick. Dagegen hatten nicht mal der Teilchenbeschleuniger, das Miniatomkraftwerk und auch die grüne, stinkende Soße von Einsteins Ur-Ur-Enkel eine Chance.

Am Nachmittag sind Hanna und ich dann Eis essen gegangen. Aber nicht allein. David war auch dabei, und er hat das Mädchen mitgebracht, das ganz oben auf der Pyramide stand und das er gerettet hatte. Sie heißt Jale,

und ich glaube, die beiden haben sich auch ineinander verknallt. Sie passen super zusammen. Jale ist nicht nur Cheerleaderin, sondern spielt auch selbst Fußball. Ich finde das gut, dass sie nicht nur den Jungs zujubelt, sondern auch selbst kickt. Hanna fand das auch gut, die beiden Mädchen haben sich auf Anhieb super verstanden. David und ich konnten gar nicht mehr aufhören, dämlich und glücklich zu grinsen. Beides gleichzeitig. Ich noch ein bisschen mehr als er, weil es für mich der erste Nachmittag seit ewig war.

Drei Jahre habe ich in der Zeitschleife verbracht. Eher mehr, schätze ich mal. Genau weiß ich das nicht, weil ich keine Strichliste geführt habe und der Kalender mir auch nicht weiterhilft. Da stand ja jeden Tag immer nur dasselbe Datum: 31. Mai.

Aber es bleibt auch was von der Zeit, sogar eine ganze Menge. Ich kann immer noch Piratenschiffe aus Ballons kneten, reiten (sogar fast nackt), weiß immer noch alles über Zoes Krankheit, mehr als die meisten Ärzte wahrscheinlich, bin ziemlich gut in Wetterkunde und singe ganz passabel »Yesterday«. Und Finnisch spreche ich

auch. Das ist schon praktisch, falls ich später da mal hinreisen möchte.

War also nicht alles vergebens. Vor allem habe ich gelernt, dass es viel schöner ist, wenn man nett zu Leuten ist. Deswegen habe ich beschlossen, meine Mission »Ich rette die Welt« auf unbestimmte Zeit zu verlängern. Das hat sich nämlich voll gelohnt. Die Leute, denen ich geholfen habe (die Putzwasser-Lady, die Hundebesitzerin, die beiden Glaser, die SUV-Pilotin und die Rollator-oma) grüßen mich jetzt immer ganz freundlich.

Allerdings ist es jetzt viel, viel schwerer, weil ich ja nicht mehr weiß, was wann genau wo passiert. Und wenn ich irgendwo zu spät komme, habe ich auch keine Chance mehr, es am nächsten Tag besser zu machen.

Weil ab heute kein Tag mehr wie der andere ist.

Was sonst noch passiert ist?

Frau Planck lacht jetzt manchmal im Unterricht, das hat sie vorher nie getan, und da ist es auch nicht schlimm, dass sie den Witz mit den Teilchenbeschleunigern jede Woche mindestens zweimal erzählt. Also nicht sehr schlimm.

Meine Mutter hat die Sprüche, die ich ihr auf den Tisch gelegt habe, tatsächlich verwendet. Kann also gut sein, dass ihr in einem Glückskeks mal einen Zettel mit dem Aufdruck »Lebe jeden Tag so, als wären alle Tage gleich« oder »Nutze deine Zeit und sei nett zu anderen« findet. Den mit dem Satz »Kommt Zeit, kommt Bad« hat sie nicht genommen, und das ist wahrscheinlich auch besser so.

Meinen Vater begleite ich jetzt nach der Schule öfters ins Krankenhaus, wenn ich nicht gerade mit Hanna verabredet bin, um mit unseren Experimentierkästen irgendetwas in die Luft zu sprengen. Dann bin ich der Junior Clown mit der blauen Perücke (mein Vater hat mir eine neue besorgt, weil die alte ja im Krähennest dafür sorgt, dass die kleinen Krähen es dort oben weich und warm haben). Ich freue mich, wenn die Leute sich freuen, und Sorge außerdem dafür, dass mein Vater weniger von seinen ganz schlechten Witzen bringt.

Ich war auch auf Zoes Beerdigung, obwohl mein Vater sich gewundert hat, warum ich da unbedingt hinwollte.

Aber es war schön zu sehen, wie viele Menschen auf dem Friedhof waren. Menschen, denen Zoe etwas bedeutet hat. So wie mir. Ohne sie säße ich immer noch in der Zeitschleife fest, schließlich kam der Tipp, wie ich Hanna von mir überzeugen kann, von ihr.

Als Kind, also als kleines Kind, möchte man ja immer alles noch mal machen. Ich glaube »Noch mal!« war damals mein Lieblingssatz.

»Noch mal mein Lieblingsbuch vorlesen!«

»Noch mal auf die Rutsche!«

»Noch mal ins Wasser springen!«

Da wusste ich ja noch nicht, was das wirklich bedeutet, wenn man immer alles noch mal und noch mal erlebt. Wiederholen möchte ich die Zeitschleife nicht, einmal reicht mir.

Die einzige Frage, die mich immer noch beschäftigt, ist: Warum gerade ich?

Das konnte ich bis heute nicht beantworten. Hanna und Frau Planck, mit denen ich das rein theoretisch (»Also nur mal angenommen, man würde jeden Tag

immer wieder und wieder erleben ...«) besprochen habe, hatten auch keine Erklärung. Die hielten das für völlig unmöglich, weil es allen physikalischen Gesetzen widerspricht.

Zumindest allen, die wir kennen.

Und trotzdem ist es mir passiert, und mittlerweile glaube ich, dass ich gar nicht der Einzige bin. Sportler, Musiker, Wissenschaftler, die in irgendwas herausragend gut sind, haben ja vielleicht auch eine Zeit lang in so einer Zeitschleife festgesteckt. Da haben sie jeden Tag trainieren können und wurden dabei kein Stück älter, nur besser. Das ist die einzige Erklärung für Leute wie Messi oder Ronaldo.

Ich habe den beiden einen Brief geschrieben, so eine gemeinsame Erfahrung verbindet schließlich.

Leider warte ich noch immer auf eine Antwort.

ENDE

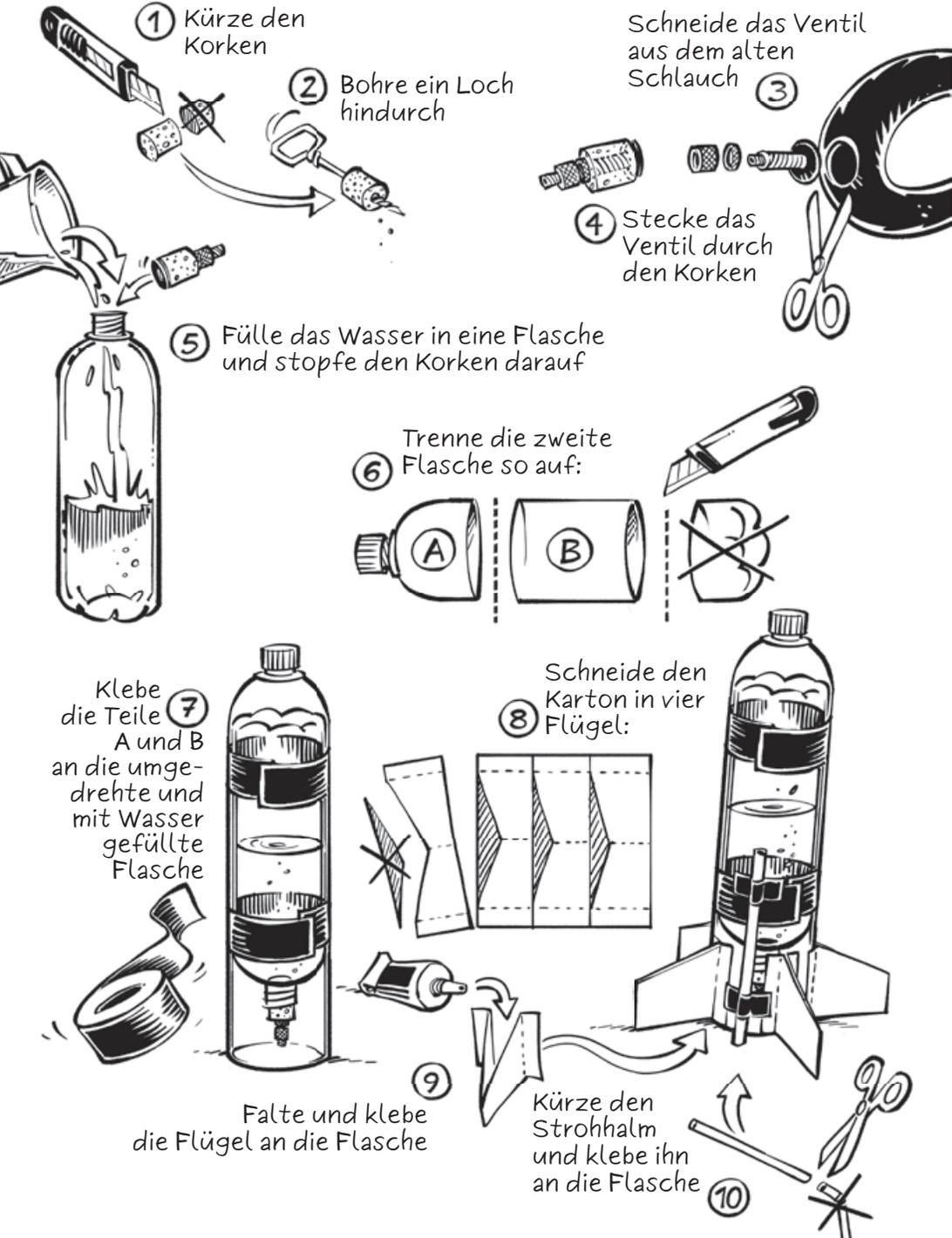
Bau dir deine eigene Wasserflaschenrakete



DAS BRAUCHST DU:

- 2 Plastikflaschen 1,5 Liter
- Fahrradventil
- Korken
- Klebeband
- Klebstoff
- Handbohrer
- 0,5 Liter Wasser
- Kartonpapier DIN A3
- Schere
- Messer
- Luftpumpe
- Wäscheklammer
- Strohhalme
- Dünner Metallstab

UND SO WIRD'S GEMACHT





Repeat!
Die total verrückte Zeitschleife

ISBN 978-3-96129-230-1

Edel Kids Books
Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe
Copyright © Edel Verlagsgruppe GmbH, Kaiserstraße 14 a, 80801 München
www.edel.com

1. Auflage 2022

Text: Rüdiger Bertram
Illustrationen: Jan Saße
Umschlaggestaltung: Frank Jansen
unter Verwendung von Illustration und Gestaltung von © Jan Saße
Lektorat: Maria Schmidt
Layout und Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Herstellung: Frank Jansen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung
des Verlages wiedergegeben werden.

Printed in Germany

Hier regiert fünf Tage die Woche das absolute Chaos – schräg, frech und witzig!



Juma Kliebenstein
Die schlimmste Klasse der Welt
ab 10 Jahren | 192 Seiten
ISBN 978-3-96129-198-4



**Auf den zweiten Blick sieht man –
normal ist hier gar nichts!**



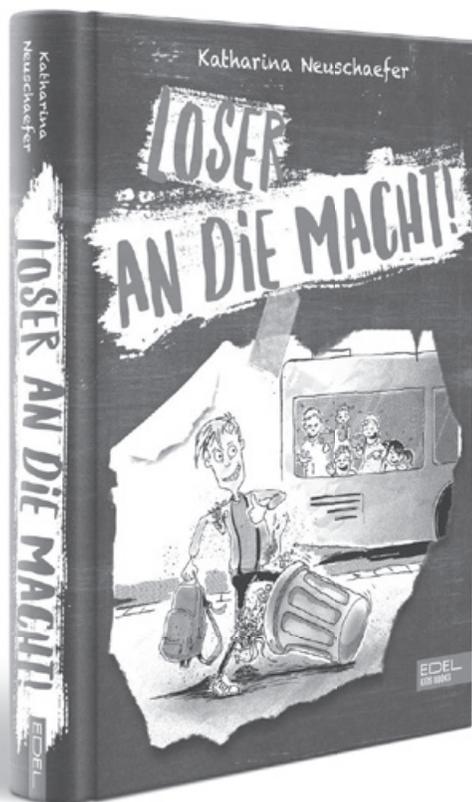
**Rüdiger Betram und
Heribert Schulmeyer
Plötzlich Millionär!**
ab 10 Jahren | 248 Seiten
ISBN 978-3-96129-120-5



**Rüdiger Betram und
Heribert Schulmeyer
Plötzlich 1 Million Follower!**
ab 10 Jahren | 256 Seiten
ISBN 978-3-96129-150-2



Lesespaß für Lesemuffel: Eine urkomische Tagebuch-Erzählung.



Katharina Neuschaefer
Loser an die Macht!
ab 10 Jahren | 272 Seiten
ISBN 978-3-96129-169-4



